Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

52 Leipzig, den 30. Dezember 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Wozu sind wir Christen? 15. Theodicee — Glaube, Gebet, Gebot — Gegenwartsfragen in Gleichnissen: Adreßdebatte; 2. Der unhöfliche Hauswirt; 3. Oberknecht und Stallbursche — Björnson und das Christentum — Deutsche achtsspiele: 2 — Verschiedenes: Canisiuslitteratur; Karl Ernst von Baer; Zur Geschichte der schweizerischen Bibelübersetzung; Die nach der alten Urkunde; Einsame Frauen; Dur und Moll; Geschichte der Königlichen Berlinischen Garnisonkirche; Studentisches; Hilty; Innere n und christlich-soziale Reform; Sabatier; Eine erfreuliche Nachricht; Der Trinkspruch des Prinzen Heinrich — Anzeigen: Zum Jahresschluß

Wozu sind wir Christen?

15. Theodicee

Er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Matth. 6, 45

Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er; er stäupet einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. Hebr. 12, 6

Zum Jahresschluß wollen wir auch diese Variationen über Thema schließen. Wozu wir Christen sind, haben wir gt, und haben immer wieder dieselbe Antwort bekommen: t wir bessere Menschen werden! Denn die beiden andern orten, die man auch geben kann: Damit wir Gott näher en, und: Damit wir glücklichere Menschen werden, sind nur dann wahr, wenn diese Bedingung sich erfüllt, daß ugleich, daß wir vor allen Dingen bessere Menschen werden.

Es hat zu allen Zeiten fromme Leute gege[illegible]n, denen Theodicee zu schaffen machte. Das heißt, die Anstoß nahmen hrem Gott, weil so viel Uebel und Unrecht in der Welt Eine Verteidigung oder Rechtfertigung Gottes (Theodike) ten sie deshalb unternehmen zu müssen für sich und für e. Ein Christ weiß, wozu Uebel und Unrecht in der da sind, weil er weiß, wozu er ein Christ ist.

Selige Welt, in der kein Leid und keine Sünde wohnt. für uns ist sie nur zu haben nach einem Leben der Be-ung in Leid und des Sieges über die Sünde. Nur im hkämpfen dieses wunderlichen Daseins kann Menschenwesen -Wert zur Vollendung kommen.

Stellen wir uns vor, wir wären hereingeboren in ein s Paradies. Wo bliebe die Entfaltung unsrer sittlichen te? Wo bliebe das Werden, Wachsen und Sichbewähren her Freiheit?

Oder stellen wir uns vor, die Welt wäre so eingerichtet, die Tugend mit Glück gelohnt, Selbstsucht und Laster mit ück bestraft würden. So ungefähr möchtens ja die edlen er Gottes. Es wäre eine entsetzliche Welt. Niemand mehr te eigennützig, leichtsinnig, boshaft und lasterhaft sein, rmann jagte der Tugend nach. Aber schade, eben nun gäbe eine Tugend mehr, keine Selbstverleugnung, kein Opfer, Liebe und Treue. Eine solche Welt wäre nichts als eine le der Selbstliebe, wer möchte in ihr leben!

Diese Gedankengänge sind so trivial, daß man fast sich t, sie vorzutragen. Dennoch — warum stoßen sich so an der Welt, wie sie durch Gottes Willen ist? An der und Versuchung in ihr? An der Verteilung der Freuden Leiden in ihr? Daß Regen und Sonnenschein Bösen wie n beschieden sind, der aber, den Gott liebt, durch die Zucht der Trübsal hindurch muß?

Weil der einzig klare Gotteszweck, der uns Christen gstens klar sein sollte, nicht fest genug im Auge behalten wird: unsre Besserung. So wie wir sind, sollen wir nicht bleiben. Aus unsrer Roheit und Thorheit, aus unsrer Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit, aus unsrer Laune und Beschränktheit sollen wir heraus, sollen erzogen werden zu Gottes Kind und Bild. Dazu ist Christus gekommen; aber er hat uns nicht mit Einem Schlage „in das himmlische Wesen versetzt," mit dem Zaubermantel umhüllt und zum Genusse seligen Schauens vor den Thron Gottes getragen, sondern er hat uns auf den Weg der Arbeit und der Zucht und des Dienens gewiesen. Thut Buße! d. i.: Bessert euch! Diese Losung bleibt bis zum Grabe uns gegeben, sie sagt uns unsre Lebensaufgabe. Das Evangelium und unser Glaube daran, die Gottesgnade und unsre Freude über sie, Gott selber, Jesu Erscheinung auf Erden, sein Geist, seine Gemeinde und was der christlichen Güter mehr sind, das alles ist für uns nicht wirklich da, wenn die eine Wirkung d[illegible]von ausbleibt: unsre Besserung.

Von dieser Auffassung des Christentums wird auch die Welt den größten Gewinn haben. Es wird kein ernster Mensch auf den Gedanken kommen können, man sage zu Gunsten der Moral der christlichen Religion besser Valet. Und es wird nichts sich mit dem Namen Christi schmücken können, was sich nicht als eine Macht der Liebe, der Hilfe, der Zucht und des Segens bewährt. Den Charakter des Christentums als einer moralischen Religion endlich einmal zur Geltung zu bringen, das ist die Aufgabe, die Gott uns Christen in der heutigen Welt gestellt hat.

R

Glaube, Gebet, Gebot

Wie drei durch Klammern mit einander verbundne Steine einer Mauer sind diese drei Hauptstücke im Leben eines Christenmenschen unter einander verbunden. In keinem vollständigen Christenleben darf eines von den dreien fehlen. Jede Lockerung eines dieser Steine hat sofort das Wanken des ganzen Gefüges zur Folge. Das Halten der Gebote oder, christlich gesprochen, die Nachfolge Jesu ist die Außenseite am Christenleben. Nicht gut ist es bestellt, wenn sie nicht aufs engste mit den andern Stücken verbunden ist. Die Nachfolge muß mit dem Gebet zusammengehn. Was sie versäumt hat — das Gebet um Vergebung holt Frieden und Mut vom Himmel hernieder. Ohne diese Gaben bleibt die Nachfolge gebrochen und lahm. Im Gebet um neue Kraft taucht sie alltäglich ein in den Jungbrunnen göttlichen Geistes, der zu neuer Wanderung erfrischt. Ein Gebet ohne die Kraft, die zum eignen Streben treibt, bleibt leer oder unwahr. Beides aber trägt der Glaube. Die Nachfolge wird matt, wenn sie nicht von dem Glauben angespornt wird, es werde doch trotz allem Abstande mit Gottes Kraft das Ziel erreicht. Ein Gebet ohne Glauben ist ein Vogel ohne Flügel. So ist der Glaube das Tiefste, das Band, das alles zusammenhält und alles trägt. Ein Christ fühlt in dieser

Verknüpfung der drei Stücke seine Würde und seine Seligkeit. Dieser Kreis, der immerfort aus der Bethätigung zum Glauben, aus dem Glauben zur Bethätigung führt, ist ihm der einzige Beweis seines Standpunktes. Mit der Vertiefung des Gebets und dem Eifer in der Nachfolge stärkt sich die Ueberzeugung des Glaubens, und je stärker die Quelle, um so reicher der Bach. In diesem Ineinander von Glauben, Gebet und Nachfolge weiß der Christ seinen höchsten Besitz in dieser Welt.

Nun kommt aber der Verstand mit seiner Logik und sagt so: Nur eins von den dreien; zwei sind zu viel, und drei erst recht. Was soll denn gelten? Euer Meister sagt: Trachtet nach dem Reiche Gottes. Er lehrte auch, daß das Reich Gottes kommt. Ferner befahl er euch, Gott zu bitten um sein Reich. Also einmal sollt ihr es machen, dann machts Gott allein, dann sollt ihr Gott bitten, er möge es machen. Oder allgemein gesprochen: die Nachfolge soll das Gute erstreben, der Glaube wehrt sich gegen den Ruhm des eignen Verdienstes, das Gebet sucht Gott zu bestimmen, daß er es thue. Da kommt ja Niemand heraus, das geht ja wider alle Logik, darum können wir nicht mitmachen.

Dem Verstand ist die logische Verklammerung das höchste Gut. Mancher, der ihm folgt, mag gegen jene Haltung eines Christen solche Einwände erheben und ihn doch um die praktische Geschlossenheit und Sicherheit seines Lebens beneiden, wenn er an die Zerfahrenheit denkt, die im Leben ganz logisch denkender Menschen herrscht.

Unsre Frage heißt: Wie ist da zu helfen? Nicht, wie ist den Einwänden der Logik gegenüber unsre praktische Haltung zu rechtfertigen? Nein, dabei kommt gar nichts heraus, weil man Keinem eine beseligende Haltung anbeweisen kann. Die beste Verteidigung ist die Anleitung zum Finden der beseligenden Wahrheit selbst: Komm und siehe es.

Aber wo ist in jenem geschlossenen Ring eine Lücke, dadurch wir Jemand hinein schlüpfen lassen könnten? Sollen wir mit dem Glauben beginnen lassen, der ja Alles zusammenhält? Ach nein, der Glaube steht einem solchen Tadler zu fremd gegenüber. Wo die innern Anknüpfungspunkte fehlen, da wird der Glaube von den Ehrlichen abgelehnt, von den Andern als eine fremde Last nur unwillig angenommen. Das Gebet den Anfang machen zu lassen, ist auch nicht geraten, weil es doch ein Körnchen Glauben verlangt, wenn es nicht ein Selbstbetrug und eine Qual sein soll.

So bleibt die Nachfolge. In der Entscheidung zu ihren Gunsten bestärkt uns noch folgende Erwägung. Machen wir den Längsschnitt durch einen christlichen Glaubenssatz, so gewahren wir immer, daß sein in die Erscheinung tretender Teil zwar eine theoretische, als Ausdruck der Wahrheit gemeinte Aussage ist. Aber dieser sichtbare Stengel wird gehalten von der unsichtbaren Wurzel einer praktischen Stellung im Herzen drinnen. Es gründet sich das theoretische Urteil auf ein Werturteil. Nur solche Leute können es verstehen und annehmen, die eine bestimmte Art zu eigen haben, über die Dinge der Welt praktisch zu denken. Im Christentum ist diese bestimmte Art die sittliche Haltung des Herzens, die Hochschätzung des Guten über Alles in der Welt. Machen wir uns das an einem Beispiel klar. Niemand kann in das Bekenntnis zu Christus als Gottes Sohn und Herrn einstimmen, der nicht überzeugt und durchdrungen ist von der Alles überragenden Majestät des Heiligen und Guten. Sonst hat man gar nicht das Auge, um in dem Lehrer von Nazareth Herrlichkeit und Göttlichkeit, ja Gott selbst zu schauen. So ruht dieses Bekenntnis auf der Wertschätzung des Guten als des höchsten Gutes der Welt. Will man aber mit einer sittlich gleichgiltigen Vernunftspekulation in der Art des alten Dogmas das Geheimnis Christi ergründen, dann kommt man leicht auf die falsche Bahn, Jesum kraft eines einzusehenden, wenn auch übernatürlichen Zusammenhanges mit Gott, wie ihn z. B. die Erzählung von der wunderbaren Erzeugung und Geburt feststellt, für Gottes Sohn zu halten. Dann aber wird die Erkenntnis Jesu als des Gottessohnes aus dem Vorrecht ethisch gerichteter Geister das Eigentum jedes in sittlicher Beziehung beliebig gerichteten Verstandes, der gerade

jene „vernünftige“ Erkenntnis zu fassen vermag. Wir
mit der Zeit die zu diesem Verständnis Christi verwandt
nunft Unsinn, dann bleibt von der Herrlichkeit jener Ve
erkenntnis ein unverständlicher Glaubenssatz als Ruine in
blühenden Geistesleben stehen. Und was ein Werk des f
Verstandes war, wird nun ein Gegenstand für das Opf
Verstandes.

Mit dem Gebet ist es nicht anders. Das Must
Gebetes für alle Zeiten kann Niemand sprechen, der ni
darin liegenden ethischen Voraussetzungen teilt: einmal die
ordnung der irdischen Dinge unter die geistlichen Güte
Himmelreiches, dann die Unterordnung der eignen Person
Gott und die Brüder. Also nur ein durchaus ethischer
kann das Gebet wahrhaftig beten. Ohne diese ethische F
mentirung wird dieses Gebet wie jener Glaube ein totes

Darum heißt es mit der Nachfolge beginnen, um
Gebot zum Gebet und zum Glauben zu gelangen. Die
folge, nicht die Kopirung seiner Person muß man al
Erste den Leuten lieb zu machen suchen, ohne daß man si
auflöslich an ein bestimmtes Urteil über ihn bindet, das
Anknüpfung in ihrem Denken findet. Der Versuch ihm
zugehen bohrt und schafft in dem, der ihn unternimmt,
bahnt dem Gebet und dem Glauben ihren Weg. Man
es oft nicht und will es oft nicht. So macht das Wasse
seine Bahn durch den Felsen, der ihm den Weg vers
Niemand merkt es, bis der Weg da ist. Das Wasse
sich selbst einen besseren Weg gemacht, als der Menschen
mit Pulver- und Hammersgewalt hätte bahnen können.

Die ernste Nachfolge Jesu macht vor allem klein und
vor den eignen Augen. Sind die dann geöffnet für den
stand zwischen seiner Herrlichkeit und der eignen Schwac
sollten sich da nicht einmal die Hände falten schier unwillk
zum Gebet: Gieb und vergieb! Ein tollkühnes Gebet i
Luft hinein — aber siehe da, die Hände kommen nicht so
herunter, wie sie sich hinaufreckten. Und im Ringen der
folge Jesu die Wahrnehmung seiner Ruhe und seiner K
kann da nicht die Ahnung aufdämmern: das Gute ist M
es giebt ein Gottesreich, einen Willen, der dem Guten
Siege verhilft —? Wo in der Nachfolge die Wertschätzung
Guten als des höchsten Schatzes gelernt worden ist, da
aus solcher Wurzel der Stengel des Glaubens emporschi
und aus ihm sich das Blätterwerk des Gebets entwi
Dieses saugt aus der Himmelsluft Nahrung für den Ste
und diese strömt wieder in segensreichem Kreislauf den Blä
Kraft und Lebenssaft zu. Blüte und Frucht ist das
Leben in Gott selbst, dem Stengel und Blätter — Glaube
Gebet — zur Förderung dienen. Alles erwächst aus der W
schätzung des Guten, die in der Nachfolge erreicht wird.
zwingen kann Niemand diesen Hergang. Besser bleibt
ethische Wertschätzung allein, als daß ihr ein fremd bleibe
Glaube aufgesetzt wird. Wo er aber echt hervorwächst,
erscheint alles als Gottes Werk, Wurzel, Stengel, Blätter
Frucht. Die eigne Thätigkeit wird geübt, aber verges
Gott ist es, der da wirkt beides, das Wollen und das V
bringen.

So erscheint das Halten der Gebote zweimal im gan
Hergang: das einemal als Wurzel, das andremal als Fru
das einemal als das Wagnis der Nachfolge des Herrn,
andremal als das neue Leben, im Glauben von Gott gesch
und im Gebet gefördert. So kommt man zur innern
schlossenen Einheit eines Lebensganzen, zum Frieden
zur Kraft. Wer es von draußen ansieht, der zweifelt
verzweifelt; wer aber durch die schmale Pforte der Nachfo
hineinschlüpft, lacht über die Thorheit der Weisheit da drau
und freut sich der Weisheit, die Thorheit scheint. Er
gleichmäßig Glauben, Gebet und Gebot, freut sich der K
und des Friedens, die sie ihm einbringen, unbekümmert dar
ob es überkluge Leute giebt, die es für unsinnig oder für
möglich halten, was er thut und besitzt.

Niebergall

Gegenwartsfragen in Gleichnissen

1. Die Adreßdebatte

Die Bewohner von Hinterheimbach waren noch immer vom Verkehr abgeschnitten. Schon früher war der h nach einer Eisenbahn laut geworden. Die Regierung bisher von dem Projekt abgesehen, weil die Bahn nicht el zu werden versprach und die beteiligten Gemeinden ößeren Opfern bisher nicht bereit gewesen waren. Seitdem Zieles anders geworden. Deshalb ließ sich auf dem us zu Hinterheimbach der alte Wunsch lebhafter ver- n. Man beschloß, eine Deputation an den Minister zu . Die Mitglieder der Abordnung wurden durch geheime bestimmt. Nun war die Frage, was man beim Minister ngen wolle. Da müsse man eine Adresse aufsetzen, hieß s wurde allgemein zugestimmt. Der Ortsvorsteher schrieb s auf und las es vor. Aber es waren nicht alle mit Inhalt einverstanden. Der älteste Gemeinderat Ehrenfried :, man solle doch die Adresse nehmen, mit der sein Groß- schon vor fünfzig Jahren beim Minister gewesen sei. Da es sich um eine Straße gehandelt, und die Gemeinderäte die Adresse verlesen. Dann habe der Minister ganz irt mit ihnen geredet, und sie hätten Alles gesagt, wie es gerade im Sinn gewesen sei. So sollte man es diesmal machen. Und weil damals die Sache so gut abgelaufen so solle man die alte Adresse wieder nehmen. Besser ns die Jungen heute auch nicht machen. Einige stimmten bei. Andre aber sagten, das seien andre Zeiten gewesen. n wolle man jetzt eine Eisenbahn und keine Straße, und sollte man doch auch sagen. Es wurde daher ein andres pt versucht. Einer der Gemeinderäte meinte, man müsse alls auch gleich hineinsetzen, auf welcher Seite man die bahn haben wolle, sonst nehme man einem nachher die Aecker dazu weg. Der Ortsvorsteher erwiderte darauf, sie das im Gemeinderat doch nicht ausmachen könnten. andrer Gemeinderat stimmte dem ersten bei und sagte, es halt doch besser, man sage gleich genau, wie es stehe; thue nachher leichter. Deshalb solle man auch gleich , wie hoch man im Preise hinauf wolle. „Das hat keinen Wert," sagte der Schultheiß. „Da kommt es vor darauf an, wie teuer die ganze Strecke wird, und was Staat dazu beiträgt." Da klopfte es draußen. „Herein!" Oberamtmann wars, der zur Rechnungsabhör gekommen Als er von der Sache hörte, lachte er und sagte: „Liebe , das geht so nicht; da müsset ihr euch erst mit den n beteiligten Gemeinden verständigen. Dann kann vom n Bezirk eine Deputation an Seine Exzellenz den Herrn ister gesandt werden. Wir wollen die Angelegenheit in der ten Amtsversammlung zur Sprache bringen. Dann wird das Weitere zeigen." Da stimmten alle Gemeinderäte bei sagten, man solle die Angelegenheit in der Amtsversamm- zur Sprache bringen.

* * *

Ein neues Bekenntnis sei notwendig? Warum? Etwa Missionspanier nach außen? „Das weniger, aber als bol der Gemeinschaft im Innern." Nun, der Hinterheim- r Gemeinderat will in seiner Adresse die Interessen der einde als Korporation zum Ausdruck bringen; und die liche Gemeinde ist gleicherweise bedacht, bei sich selbst ber ins Reine zu kommen, was sie besitzt, und was sie ist, was sie sein will. Aber man ist, wie es scheint, auf dem aus der Sache schlecht gewachsen. Man darf nicht um Straße petitioniren, wenn man eine Eisenbahn will. Und Zeitverhältnisse und neue Zeitströmungen fordern neue einandersetzungen. Denn daß die Bekenntnisse nichts andres als die Konturzeichnung der Haltung, in der das Corpus sti auf dem wechselnden Terrain von Welt und Zeit Posto t hat, das beweist der Umstand zur Genüge, daß wir eins, sondern eine größere Anzahl von Bekenntnissen n. Es handelt sich also wirklich um eine neue Adresse. das ganze Unternehmen ist aussichtslos, wenn man, selbst in bester Absicht, Kirchturmspolitik treibt, weil man die Aufgabe in ihrem vollen Umfange nicht überblickt. Die lokalen Beschlüsse der Gemeinde sind von untergeordneter Bedeutung und können erst erfolgen, wenn die Entscheidungen der für das Ganze maßgebenden Kommission vorliegen. So ist es auch vergeblich, wenn im großen Gemeindehaus Spalten verspohnt und Risse vergipst werden, wenn nachher noch gespießt und neues Gebälk eingesetzt werden muß. Die Interimsarbeit soll darum, so weit sie notwendig ist, wohl gewürdigt werden; aber sie darf der geschlossenen Entfaltung des Ganzen nicht hinderlich sein. Erst wenn die Genehmigung zum Eisenbahnbau vorliegt, kann mit der Erwerbung der Grundstücke Ernst gemacht werden; und die Prägung der Kleinmünze beim Gemeinde- und Jugendunterricht setzt in Wahrheit den gemeinsamen Besitz eines geistigen Kapitals voraus.

2. Der unhöfliche Hauswirt

Der Herr Professor M. feiert heute seinen Geburtstag Wie immer hat er auch diesmal seine Freunde eingeladen. Die Mahlzeit ist vorüber, und man hat sichs auf der Veranda, wo der Kaffee servirt wird, bequem gemacht. Man spricht von dem und jenem, und so kommt die Rede auch auf die neuen exotischen Pflanzen im botanischen Garten. Plötzlich steht der Herr Professor auf und schreitet der Thür zu. Gleich darauf sieht man ihn in der Nähe des Gartenhauses; er scheint dort etwas zu suchen. Aber er kommt nicht mehr zum Vorschein. Die Gäste unterhalten sich indes unter sich, und die Frau Professor thut ihr Möglichstes, ihre Aufmerksamkeit anderweitig zu fesseln. Das unmotivirt erscheinende Verschwinden ihres Mannes ist ihr gleich peinlich gewesen; aber nun wird ihrs doch zu arg. Unter einem plausibeln Vorwand verläßt sie die Veranda und begiebt sich in den Garten. Da findet sie ihren Mann in einem Beet; wie es scheint, reutet er Unkraut aus. „Aber Eugen! Was fällt dir denn ein, deine Gäste so sitzen zu lassen!" „Potz tausend! Die hätte ich fast vergessen. Denk dir, da in der Ecke hat sich eben ein hochinteressanter Kampf einer Kreuzspinne mit einer Wespe abgespielt. Aber wer hat denn die Wurzeln weggenommen, die ich gestern hier unter die Bank gelegt habe?" „Ja, lieber Mann, das kann ich dir nicht sagen," antwortet sie; „aber jetzt nur schnell hinauf, sonst ist unsre Gesellschaft ausgeflogen, bis wir wieder da sind." Auf der Veranda wurde lebhaft der Zielpunkt des Ausflugs erörtert, den man jetzt unternehmen wolle. „Bitte tausendmal um Entschuldigung," sagt der Professor eintretend. „Ich wollte Ihnen eine merkwürdige Abnormität in der Wurzelbildung des Buchses zeigen, konnte sie aber nicht gleich finden, und dabei habe ich mich leider verspätet." „Bist du von der Partie?" fragt man. „Wohin?" „Auf Schloß Baldern." „Einverstanden." Im besten Einvernehmen brach die Gesellschaft auf.

* * *

„Was ein Pfarrer für sich glaubt oder nicht, ebenso was er als Mann der Wissenschaft lehrt, das geht die Kirche direkt nichts an." Diese Auffassung hat vor kurzem ein theologischer Universitätslehrer vertreten. Unter gewissen Umständen mag das richtig sein. Wenn der Professor sofort wieder erscheint, um seinen Freunden ein interessantes Objekt zu zeigen, so wird er über sein momentanes Verschwinden kaum ein Wort zu verlieren brauchen. Und wenn die Wissenschaft als dienstbeflissne und ehrliche Begleiterin der Kirche voranleuchtet, so wird ihr wegen einer nicht ganz passenden Bemerkung Niemand peinlich entgegentreten. Etwas andres aber ist es, wenn der Professor Gäste ladet und dann in den Garten geht, um sich anderweitig zu beschäftigen. So muß die Gemeinde sich verkürzt und geradezu beleidigt fühlen, wenn die Wissenschaft vergißt, daß sie auch eine erzieherische Aufgabe hat. Wenn mit dem Verschwinden des Professors lediglich eine Zurücksetzung beabsichtigt wäre, so müßte er des entrüsteten Protestes seiner Freunde gewärtig sein. Hat er aber gelegentlich eine hochwichtige Entdeckung gemacht, so wird ihm die Tisch-

gesellschaft seine Abwesenheit für freundlichen Aufschluß gerne verzeihen und sich ihm zum Dank verpflichtet fühlen. Rückhaltslose Aussprache ist immerhin unerläßlich. Das ist die Wissenschaft schuldig, und die Gemeinde muß es im eignen Interesse wünschen. Dann wird man sich über ein gemeinsames Ziel verständigen, und der vermeintliche Ausreißer wird sich aus freien Stücken anschließen.

3. Oberknecht und Stallbursche

Ein Großbauer hatte einen Knecht, der lange Zeit mit den Tagarbeitern das ganze Oekonomiewesen besorgte. Endlich konnte die Arbeit von einer Person nicht mehr bewältigt werden. Deshalb wurde ein Gehilfe bestellt, dem hauptsächlich die Stallarbeiten obliegen sollten. Johann, der neue Stallbursche, war wirklich froh, von Hause wegzukommen und sich selbst sein Brot verdienen zu können. Man wußte das auch allgemein. Deshalb wurde er nicht selten von oben herab behandelt. Im Laufe der Jahre wuchs mit dem Viehstand auch die Arbeit, und Johann war ein stattlicher Bursche geworden. Er protestirte deshalb auch dagegen, noch immer als der kleine Stalljunge betrachtet zu werden. Er brauchte dann auch sein Essen nicht mehr selbst in der Küche zu holen, sondern durfte mit den übrigen Hausgenossen sich zu Tische setzen. Aber obgleich er für den Oberknecht, der häufig krank war, nicht selten eintreten mußte, so wurde seine Arbeit und seine ganze Stellung im Hause doch nicht dementsprechend gewürdigt. Er machte deshalb seinem Unmut häufig in gereizten und nicht selten ungebührlichen Ausdrücken Luft. Der Oberknecht sei altersschwach; nach dem frage er nichts; der gehöre abgeschafft und er selbst sollte von rechtswegen dessen Lohn erhalten. Als der Bauer den Sachverhalt vernahm, machte er dem Stallknecht darüber Vorhalt. Dabei räumte er ein, daß er eine andre Stellung den übrigen Leuten gegenüber zu beanspruchen habe, und daß ihm jetzt ein höherer Lohn gebühre. Aber was den Oberknecht betreffe, so sei dieser aller Wahrscheinlichkeit nach nur vorübergehend krank und erfahre lediglich Nachsicht, die man auch ihm habe angedeihen lassen, als er noch in den Windeln gelegen habe. Wenn der Oberknecht jedoch wirklich den Dienst verlassen müßte, so sei es bei einem Stallburschen in seinem Alter doch wohl noch nicht an dem, Oberknecht zu werden. Im übrigen sei er, der Bauer, Herr im Haus und behalte sich allein vor, zu bestimmen, wer in seinem Bauernhof die Aufsicht zu führen habe.

* * *

Es ist bekannt, aus welch unscheinbaren Anfängen der Volksschuldienst hervorging. Und so ist auch überall, wo man sich auf der Höhe der Zeit erhalten hat, abgeschafft worden, was des Standes geradezu unwürdig ist. Und doch, gerade in diesen Verhältnissen ist der Gegensatz zwischen Kirche und Schule am schärfsten. Warum? Die Opposition gegen die geistliche Schulverwaltung zieht ihre Kraft aus dem siegreichen Anmarsch des Wissens gegen das kirchliche Dogma. Darin liegt ihre Popularität, soweit sie einer solchen sich erfreut. Und dieser Umstand giebt ihr, soweit er als Thatsache gelten kann, ein gewisses Recht. Tüchtigkeit oder Unfähigkeit der Schulleitungen kommt also gar nicht in erster Linie in Betracht. Darum werden auch die schwebenden Fragen nicht zu einem befriedigenden Austrag gebracht werden, solange nicht dort der Streit geschlichtet ist. Soviel aber ist außer Zweifel, daß die Kirche nicht altersschwach ist. Und wenn sie es wäre, so wäre ihr Erbe doch wohl größer, als daß die Schule es in Baargeld auszubezahlen vermöchte. Es ist aber auf allmähliche völlige Gesundung zu hoffen, vorausgesetzt, daß man die richtigen Mittel nicht von sich weist. Und dann wird die Leitung der kirchlichen Gemeinsamkeit auch imstande sein, die Volkserziehung in angemessener Weise zu überwachen, ohne dadurch Mißtrauen und Unzufriedenheit hervorzurufen. Aber als notwendig kann eine ausschließlich kirchliche Oberleitung der Schule von der christlichen Gemeinde nicht bezeichnet werden; denn es ist besser, daß die Schulen unter nichtkirchlicher Leitung christlich sind — im wahren Sinn — als nichtchristlich unter kirchlicher Aufsicht.

Th Rohleder

Björnson und das Christentum

Das Frankfurter Schauspielhaus hat jüngst Björn[son]s Björnsons „Ueber unsre Kraft“ aufgeführt. Das ... ist schon alt, aber wenige Bühnen haben es bisher zur ... führung gebracht. Nicht weil sich ihr szenische Schwierig[keiten] entgegenstellen, sondern weil der Zweifel berechtigt schie[n, ob] das Stück sich überhaupt zur Aufführung auf der Bühne ... Es ist dramatische Handlung in ihm, und zwar gewaltige ... diese tritt erst spät ein; sonst dienen die langen Dialog[e der] Erörterung religiöser und philosophischer Probleme. Man ... meinen, unser heutiges Theaterpublikum ertrage das nicht. ... mag wohl sein. Aber es giebt dann wieder Andre, d[ie die] Zeit sehnlich herbeiwünschen, wo das Theater nicht meh[r der] Seichtigkeit und der sinnlichen Aufregung, sondern der ... geistigen Erhebung und dem Nachdenken über die sitt[lichen] Probleme des Lebens dient. Ob sich dies merkwürdige ... längere Zeit auf der Bühne halten wird, vermag ich ... vorherzusagen. Ich wohnte kürzlich einer Vorstellung bei. ... manchen Gesichtern derer, die da zuhörten, meinte ich die ... zu lesen: Was soll das? Wie verstehen wir das? Ohne Z... wußten Viele mit dem Inhalte nichts anzufangen. Tro[tzdem] ergriff der Inhalt. Man schüttelte wohl den Kopf, aber em[pfand] doch etwas, was das Herz bewegte. Wer da meinen sollte, ... gegenwärtige Geschlecht werde nur durch das Nervenerschütt[ernde] im Theater interessirt, der ist doch im Irrtum. Mochte es ... Ungewohnte sein, das Publikum lauschte mit hohem Int[eresse] diesen seltsamen Erörterungen, denen man sonst in der „guten Gesellschaft“ nicht begegnet, die man sonst mit einem mitlei[digen] oder überlegnen Lächeln abzuschieben pflegt. Das ganze ... konzentrirt sich nämlich um die Wunderfrage. Das von ... rialistischer Weltanschauung angehauchte gegenwärtige Gesch[lecht] vermag, so scheint es, zu dieser Frage nur eine rein neg[ative] Stellung einzunehmen, und doch regen sich andrerseits im ... wissen und Geistesleben die Gedanken, daß dies nicht der Wei[sheit] letzter Schluß sei. Als ich das Schauspielhaus verließ un[d] Aeußerungen von allen Seiten vernahm, die den Eindruck ... Gehörten wiedergaben, konnte ich mich des Gedankens nich[t er]wehren, daß die meisten Menschen zwischen jener dopp[elten] Empfindung hin- und herschwanken. Eben deswegen verm[ögen] sie schwer das Gebilde des norwegischen Dichters richti[g zu] würdigen. Es fehlt ihnen der gesunde und feste chris[tliche] Standpunkt.

Merkwürdig, daß sie des Dichters Meinung nicht ei[n]... sicher zu verstehen imstande sind. Die Frankfurter Zei[tung] brachte nach der ersten Aufführung eine im ganzen gün[stige] Anzeige und Rezension, worin der Verfasser mit dem ... kenntnis nicht zurückhielt, man könne nicht klar erken[nen,] welche Ansicht eigentlich der Dichter selbst über das Wu[nder] habe. Björnson war im letzten Sommer in Frankfurt; ... Rezensent versichert, daß er, wenn der Dichter wieder nach ... komme, ihn solange mit Fragen bestürmen werde, bis er ... Schweigen breche und erkläre, welche Meinung er über ... Wunder habe. Der Rezensent traut nämlich seiner eignen ... fassung nicht recht, wenn er als den Sinn des Dramas ... Frage hinstellt: „Giebt es Wunder? Ja, für die, die da mitwirken, indem sie glauben. Und für uns? Für uns g[iebt] es keine, weil wir ganz und gar außer stande sind, mitzuhel[fen,] denn an sie zu glauben, geht über unsre Kraft.“ Aber g... offenbar ist das der Sinn der Dichtung nicht. Nein, das ... der Dichter auch nicht mit dem Titel sagen, den er dem Dr[ama] gegeben hat. Wir bewundern an ihm, daß er einen sol[chen] Charakter, wie der Wunderpfarrer Sang ist, dichten und ... stellen konnte; einen Charakter, dessen innerstes Wesen ... persönlich nicht sympathisch ist. Der wahre Dichter vermag ... in das geistige Leben und Weben auch des seinem eig[enen] Empfinden fernstehenden Charakters so zu versetzen, daß er ... größter Objektivität die zartesten Saiten seines Geistesleb[ens] anzuschlagen versteht. Wunderbar ist ihm das gelungen in ... Zeichnung dieses Pfarrers. Die „Wunder,“ die dieser verrich[tet,] will der Dichter nicht etwa bezweifeln oder bezweifeln las[sen.] Es sind Geschehnisse, die ein starker Wille im Geistesleben

dern, auch im physischen Leben des Andern hervorruft. Wir ben in unsrer Zeit vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gar ne Veranlassung, den geistigen Rapport zu leugnen, in dem r starke Wille sich im Leben einer andern Person geltend cht. Auch Björnson leugnet das nicht im entferntesten. Er ll nicht sagen, es gehe über unsre, d. h. des modernen enschen Kraft, an das Wunder zu glauben. Sondern das lmehr ist seine Meinung, daß einer, der seine geistige Kraft der Weise, wie dieser „Wunderpfarrer" es thut, anwendet, ran zu Grunde gehen müsse, weil er die Grenze überschreite, dem Menschen in dieser irdischen Welt gesteckt sei. Es ist Ueberschreiten der menschlichen Kraft, den starken Willen Leben des Andern zu einer Geltung zu bringen, die dieser f die Dauer nicht ertragen kann, wodurch aber auch der stark gabte und beanlagte Mensch sich selbst frühzeitig verbraucht d zu Grunde richtet. Auf den verschiedensten Lebensgebieten nn man die Wahrheit dieser These erkennen, nicht allein auf m religiösen. Der Gedanke, den hier der Dichter verfolgt, steht ganz und gar zu Recht. Das aber ist sein Unrecht, daß dem Christentum eine Tendenz unterschiebt, die ihm fremd , nämlich die Tendenz, daß es da, wo es sein eigentliches esen zur Geltung bringe, schwärmerische Ziele verfolge, die über gesunde menschliche Kraft hinaus gehen. So vorzügliche und m tiefen Nachdenken anleitende Ideen das Drama enthält, so nnen wir es leider nicht unausgesprochen lassen, daß Björnson s Christentum verkehrt auffaßt, daß er für ein gesundes Verändnis desselben keinen Sinn zeigt. Er ist darin ein echtes nd seiner Zeit, vielleicht einer Zeit, die schon im Vorüberhen begriffen ist und jetzt einer gerechtern Beurteilung Platz acht. Wie oft hörte ich in hochgebildeter Gesellschaft die Rede: er vermöchte dem christlichen Gedanken aufrichtige Anerkennung, Bewunderung zu versagen? Aber wenn man die Aufgaben s praktischen Lebens sich klar macht, kann man doch nur gen: — Schwärmerei! Der Rezensent der Frankfurter Zeitung gt:

> Für uns existiren derartige Probleme nicht mehr; nicht weil wir gelöst hätten, sondern weil wir keine Zeit für sie erübrigen; weil r unsre Kraft für Andres brauchen; weil wir achselzuckend einsehen, ß die Beschäftigung mit ihnen weder nützt noch erhebt, eher hemmt s fördert.

Es gab eine Zeit, wo die Wohlgesinnten wirklich dem eistlichen die Rolle zusprachen, daß er über diesem Erdboden den Lüften schwebe und einen Idealismus vertrete, über den der praktische Mensch die Achsel zucke, weil er für die wirkhe Welt unerreichbar sei. Man erging sich dann über den eistlichen dieses Genres in den rührenden Worten: Ein vorefflicher Mensch, so ganz ideal gerichtet, aber in weltlichen ingen ein — Kind! Man beachte nun, wie Björnson seinen Wunderpfarrer" uns vorführt.

„Es giebt nur einen Christen, und das ist der Vater. er andern Christentum ist ein Kompromiß" — so erklärt r Sohn des Wunderpfarrers. Und wir können nicht im weifel sein, der Dichter will in diesem Christen den Charakter s Heilandes zeichnen. Wir sollen sagen: so muß Jesus lebt haben.

„Er strahlt beständig vor Sonntagsfreude, für ihn ist es s ganze Jahr Sonntag," so schildert den Pfarrer seine Gattin. r ist ein Mann, der in einer höhern Welt heimisch ist. Die olge davon aber ist, daß er diese Welt im Grunde nicht rsteht. Aus dem Munde derer, die ihm am nächsten stehen d die ihn am genausten kennen, hören wir, daß „ihm ein nzer Sinn abgehe, nämlich der Sinn für das Wirkliche." r sieht niemals etwas andres, als was er sehen will; niemals ht er im Menschen etwas Schlechtes, er hält jeden Menschen r gut. Und die Folge! Er wird betrogen und gemißbraucht, kam mit großem Vermögen auf seine Pfarrstelle, aber er t alles fortgegeben. Bei ihm giebt es keine praktische Uebergung, alles ist Inspiration und geschieht nach dem unmittelaren Impulse seines Innern. Die Gattin hat über ihrer rbeit und Mühe, das Hauswesen nicht zu Grunde gehen zu ssen, ihre Kräfte verzehrt, sie hat sich selbst geopfert, um nicht lles zu verlieren. Die Kinder sind verwahrlost; als sie schon wachsen waren, konnten sie nicht viel mehr als lesen und

schreiben. Des Vaters Unterricht verschmähte Erkenntnis und Wissen, weil er etwas Besseres zu bieten sich bewußt war. Die Gattin liebt den edeln und wunderbaren Mann trotzdem, sie wünscht darüber nicht bemitleidet zu werden, daß sie ihr Leben für den Geliebten opfern mußte. Auch wir fühlen uns immer wieder zu der Seele des Mannes hingezogen, wenn uns seine zarte und tiefe Empfindung und sein duldsamer, von jedem falschen Eifer entfernter Glaube geschildert wird. „Daß man glauben muß, um nicht verurteilt zu werden, das — sagt er — ist Gottes Sache. Unsre Sache ist es, wahr zu sein."

Ueber den Glauben „verhandelt" er deshalb niemals. Wohl schmerzt ihn der verlorne Glaube der Kinder; aber er ereifert sich darüber nicht, er tadelt seine Kinder nicht ungerechterweise. Er sagt einmal: Gottes Liebe ist kein Vorrecht der Gläubigen (als ruhte die Liebe des Höchsten nur auf ihnen); das Vorrecht der Gläubigen ist es nur, seine Liebe zu fühlen, sich ihrer zu freuen und —: hier erfahren wir nun, was denn „glauben" im christlichen Sinne sei. Obiger Satz wird so vollendet: in ihrem Namen das Unmögliche möglich machen. Der Dichter spricht es als seine bestimmte Ansicht aus: Glauben heiße die feste Ueberzeugung haben, daß dem Glauben nichts unmöglich sei, und demgemäß handeln. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Björnson im Christentum den Hauptnachdruck auf das Wunder legt. Die Stellung, die die verschiednen Pfarrer in dem Drama der Wunderfrage gegenüber einnehmen, soll aber als verkehrt, als „Kompromiß" bezeichnet werden. Die Ansicht, die der jugendliche Kröjer und dann energischer und gereifter der suchende Bratt ausspricht, soll durch das Drama bestätigt werden. In Thränen ausbrechend ruft Bratt aus:

> Sieben Jahre lang habe ich etwas verkündigt, woran ich selber nicht glaubte. Sieben Jahre lang habe ich in heißem Gebet gerungen: Wo ist die Wundermacht, die Du Deinen Gläubigen verheißen hast?

Er beruft sich darauf, daß der Heiland seinen Jüngern die Verheißung gegeben hat, daß sie noch größere Dinge als des Menschen Sohn vollbringen würden. Die Bibel aber sage von Jesu Wundern: Alle, die es sahen, glaubten. Das Wunder müsse die, die es sehen, zu Gläubigen machen. Nicht der Glaube an die Auferstehung sei das Eigentümliche des Christentums; diesen hätten alle Weltreligionen. Die Kraft, für eine sittliche Wahrheit das Leben einzusetzen, war lange vor dem Christentum, findet sich jetzt neben dem Christentum in allen erdenklichen Formen. Am wenigsten ist es moralische Vorschrift. Es ist vielmehr ein Leben in Gott über die Welt und alle ihre Vorschriften hinaus, es ist eine neue Welt, eine Wunderwelt. Wenn aber das Christentum, das auf dem Wunder beruht, im Laufe der Zeit die Kraft zum Wunder verloren hat, so verdient es diesen Namen nicht mehr. Es ist charakteristisch, wie der Dichter dem Einwurf begegnet, daß Jesus seine Zeitgenossen wegen ihrer Wundersucht ja getadelt habe. Er antwortet, diese Leute hätten sich darauf berufen können, daß sie nur das haben wollten, was Gott selbst den Gläubigen verheißen hat. Das Wunder sei das Pfand, daß die Verkündigung des Christentums wahr sei. Man dürfe sich nicht mit der beseligenden persönlichen Erfahrung begnügen, die durch den Glauben hervorgerufen werde. Muhammedaner, Juden und Buddhisten beriefen sich alle auf solche persönliche Erfahrungen. Das Christentum, wenn es die Wahrheit sei, müsse durch das Wunder das Pfand dafür geben, daß jene persönliche Erfahrung allgemeine Wahrheit sei. Darum ist der Wunderpfarrer Sang der wahre Christ, weil er dieses Pfand der hoffenden und sehnenden Menschheit giebt.

Wenn dieser aber zuletzt bei der höchsten Probe seiner Wunderkraft, die er der eignen Gattin gegenüber geltend macht, diese und sich selbst zu Grunde richtet — welche Anschauung über das Christentum will dann der Dichter in seinem Drama zur Geltung bringen? Ohne Zweifel die: Was wir jetzt Christentum nennen, ist ein Kompromiß mit Erkenntnissen und Denkweisen, die dem ursprünglichen Christentum fernlagen. Dieses baute sich auf einer Wunderkraft auf, die über die menschliche Kraft hinausgeht. Wir modernen Menschen können das bei aller Anerkennung edler und schöner Seiten doch nur ansehen als — Schwärmerei. Wo es vorhanden ist,

mangeln ihm in Wirklichkeit sehr notwendige moralische Seiten, ohne die wir in dieser realen Welt nicht auskommen können. Ja, es ist kein Segen, es richtet zu Grunde — wie Rahel, die Tochter Sangs, dies ausdrücklich in Vorahnung dessen, was kommen werde, ausspricht.

Und nun, wenn hier der springende Punkt des Dramas liegt — wie werden wir des Dichters religiöse Stellung beurteilen? Können wir annehmen, daß seine Absicht war, jenes Drängen nach Wundern, das von einer gewissen „Gläubigkeit“ in unsrer Zeit als das echte Christentum angepriesen wird, zurückzuweisen und dessen Verkehrtheit hervorzuheben? Wir möchten wünschen, daß es so wäre, daß das Drama hierin seine Erklärung fände. Wir könnten es als Korrektur gegen eine Auffassung des Christentums, die mit großer Prätension auftritt, aber in Wahrheit die vermeintliche Höhe seiner Lage mit Defekten des einfach sittlichen Lebens bezahlt, nur hoch willkommen heißen. Aber wir fürchten, daß des Dichters Ansicht und Absicht doch noch weiter geht. Wir fürchten, daß ihm das ursprüngliche Christentum wirklich in dem Lichte des Wunderpfarrers Sang erscheint. Zu deutlich wird dieser als ein Abbild und Ebenbild des Heilandes hingestellt, als daß nicht der Schluß daraus gezogen werden müßte, dem Dichter erscheine das ursprüngliche Christentum als eine Art Schwärmerei. Er will dessen edle und liebenswerte Seiten nicht verkennen; er will anerkennen, daß durch seine aufs äußerste gesteigerte Selbstlosigkeit in einzelnen Fällen Außerordentliches gethan sei; aber nach seiner Meinung entwickelt sich auf diesem Wege nicht der Fortschritt der Menschheit. Ueber die geordneten Grenzen menschlicher Kraft hinausführend bringt es, konsequent verfolgt, den Menschen zuletzt an einen Punkt, wo die Kraft versagt oder vielmehr statt Segen Unsegen gespendet wird.

Aber — so müssen wir sagen — wie schade, daß der feinsinnige Dichter das wahre Wesen des Christentums derartig mißverstanden hat! Er meint, seine Anfänge wirklich historisch zu verstehen, und doch — wie wenig entspricht sein Verständnis der historischen Forschung! Nein, der Heiland, in dessen Bilde die Menschheit bis auf den heutigen Tag das Höchste anschaut, was sie erreichen kann, in dessen Bilde sie auch in der Zukunft dasselbe finden wird, er war eine andre Persönlichkeit, als sie in dem Charakter dieses Wunderpfarrers erscheint. Er war nicht nur der sanftmütigste unter den Menschenkindern, er war auch der stärkste. Freundlich, liebreich und selbstlos nahm er sich der Armen, der Bedürftigen, der Leidenden an; aber mit heiligem Zorn und gewaltiger Energie wußte er auch die Geißel zu schwingen gegen die Verkehrtheiten seiner Zeit und gegen die Heuchler, die in dem Ansehen dieser Zeit geachtet und hoch dastanden. Und die höchste Energie dieses Charakters, die mit der tiefen Liebe seiner Seele aufs innigste verbunden war, bestand darin, daß er bewußterweise nicht bloß die schwersten Leiden auf sich nahm, sondern um seines Erlöserberufes willen sein Leben in den Tod gab. Seine Lebenshingabe ist die That einer sittlichen Energie, wie sie größer nicht gedacht werden kann. Wahrlich, er ist kein schwächlicher und schwachmütiger Dulder, er ist in seinem Leiden der größte Held. Und was seine Wunder betrifft, so sind die, welche als Thaten dieser historischen Persönlichkeit angesehen werden müssen, Kraftbeweise seines hohen, sittlich energischen und ganz von göttlicher Liebe durchdrungnen Charakters, sicherlich aber nicht Ausfluß einer Schwärmerei, die zuletzt über die Kraft geht und nur Unsegen anstiftet. Ueber die Wunder, die die Menschen sehen wollten, um zu glauben, dachte er gering, und er bezeichnete als das erste Wunder, das seine Zeitgenossen erfahren konnten, sein Evangelium und die Rede Gottes durch ihn. Und darin hat die evangelische Kirche den Heiland richtig verstanden, wenn sie in ihren Bekenntnisschriften erklärt, daß der christliche Glaube in dem Vierfachen besteht: nämlich daß man der Liebe Gottes, die uns in Christus gegeben ist, von ganzem Herzen vertraue, daß man in diesem Bewußtsein demütig wandle vor Gott und Menschen, daß man Geduld habe in den Leiden der Zeit, und endlich daß man in seinem Berufsleben pflichtmäßig handle und seinem Gotte diene. Christentum ist nicht der Glaube, daß man durch Gott den Leiden dieser Zeit entweichen und daß man sie vertreiben, sondern vielmehr, daß man durch Gott die Leiden tragen un zum Segen verwenden könne. Diese Erde, die die Schul der Menschengeister ist, soll sie gerade durch Prüfungen un Leiden für eine ewige Welt erziehen. Gott gab den Christe nicht das Vorrecht, daß sie den Zuchtmitteln seiner Liebe en rückt seien. Er gab ihnen vielmehr die Kraft, daß jene ih Absicht an ihnen erreichen können. Die Erde bleibt für de Menschen das Land des Glaubens, zum Schauen wird e in andre Welten geführt. Nie und nimmer wird durch da Schauen von Wundern das christliche Leben in der Brust de Menschen hervorgerufen. Wer für solche Anschauung eintrit der befördert religiöse Schwärmerei; aber dem echten Christen tum ist dieser Zug nicht nur fremd, er widerspricht ihm au bestimmteste.

So können wir denn von dem tief angelegten Dram Björnsons nur mit dem Bedauern Abschied nehmen, daß ih das wahre Wesen des Christentums nicht verständlich geworde ist. Wir können deshalb die Tendenz des Dramas „Ueb die Kraft“ vom christlichen Standpunkt nur abweisen.

Teichmann

Deutsche Weihnachtsspiele

2

Das Wunder der Christnacht ließ poetisch wohl mehr den eine Auffassung zu; ich könnte mir eine dichterische Darstellun ebensowohl stark pathetisch gefärbt, wie sentimental durchse denken; das süddeutsche Hirtenspiel hütet sich mit gutem Grun vor beidem. Der eindrucksvolle Abschluß der vorigen Sze hat beiden Genres Genüge gethan, was nun folgt, ist der volkstümliche Realistik. Nach erhabnem Pathos klingts wah lich nicht, wenn einer der erwachenden Hirten meint:

Oba meiner ist a kloana Bua rum g'flogn,
Ganz guldara anzogn,
Hat si hin und her g'schwunga
Und hat Messias g'sunga —

einem andern ists gar vorgekommen

Als wann da Kihraus-Sunntag wär —

und jede Sentimentalität wird uns gründlich ausgetrieben, wen wir hören, welche Wirkung die Engelsbotschaft auf die schlafende Hirten gehabt hat: einen Purzelbaum hat der eine im Schla geschlagen vor Freude, und der andre meint, kaum erwacht:

Vor lauta Lust und Wohl möcht î schoan år Oans tanzen.

Das ist alles naturwüchsige, sinnliche Freudenäußerung diesen einfachen Menschen fehlt im Augenblick jegliche Reflexio über ihr Glück; und so muß es wohl auch sein, wenn da höchste Glück so unerwartet hereinbricht.

Mein liaben Brüader!
Ihr könnt es nöd wisse und i kanns euch nöd sage,
Gott Vater vom Himmel muss i mein Herzklopfen klage,
I kann ja vor Freuden kaum reden — —

sagt ein alter graubärtiger, in der mühseligen Arbeit gealtert Hirt. Der tageshelle Glanz am Firmament, die goldnen G stalten, in den Lüften das Jubeln und Klingen und dazu da heilige: „Ehre sei Gott in der Höhe“ und die ersehnte Jube botschaft: Messias ist kommen! — das ist sinnberauschend un herzverwirrend. Starren Blickes sitzt der eine da und verma sich nicht zu fassen vor Staunen, während der andre sofort eine Walzer tanzen will und in Jodelrufe ausbricht; wieder eine andern wills noch gar nicht möglich erscheinen, so viel Glü auf einmal:

Wär woll guet, wär woll steiff, wär woll nett,
Wär woll schön, wär woll doll,
Wann 's uns armen Narren
Auch einmal gieng woll!

Und wieder einer ist da, den halten die Genossen für toll, fü verrückt, weil seine Freude kein Maß mehr findet, doch verzü entgegnet er ihnen:

Bin nit verlohren,
Bin sist nur ä so,
Weil unss ist geboren,
Der alle macht froh.

Hab forcht und traurigkeit
Jetzund verlohren;
Jener macht fridt und freidt,
Der die Nacht gebohren!

Solch stürmischer Jubel muß Weile haben, muß sich erst usbrausen. Erst dann kommt die klare Besinnung. Was haben ie Engel gesagt? das ist die Frage. Freilich, gehört haben ie wenigsten etwas, nur gesehen, mit vollen trunkenen Augen esehen haben sie den Abglanz der nächtlichen Weihnachtssonne. a muß einer den andern ergänzen, eh sie etwas Vernünftiges usammen bekommen. Gen Bethlehem hin! das ist die Losung ller Beratung:

Hotz schlappralott! iaz spring i auf,
Jaz kimmts mer erscht in Sin:
Mein ganzes Sachi nimm i auf,
Nach Bedlhem geh i hin!

Das ist der Schluß für den Jüngsten, den Stürmischsten nter ihnen, den ehedem die Genossen verlacht hatten wegen einer Träumereien vom Stall zu Bethlehem. Ihn vermag einer mehr zu halten, die Andern läßt die Pflicht und die urcht vor den Wölfen nicht zur Mitte der Nacht von den nvertrauten Schafen fort. Das ist ein wenig rationalistisch edacht gegenüber den biblischen Berichten; man sollte meinen, er überschwängliche Jubel von vorhin nähme den Wackern egliche Besinnung. Nur darf man nie vergessen, wie in all iesen Spielen das Motiv vom echten, treuen Hirten und vom Nietling, dem Geißbuben, immer wieder durchklingt. Bald wird r ja kommen, der jetzt davon gestürmt ist, und sichre Botschaft en andern bringen. Dann kann und darf auch sie nichts mehr om Stall zu Bethlehem fernhalten. Nun kommen in der Zeit einvollen Wartens die jagenden Gedanken. Wenn sie nun gen Bethlehem wandern werden, wie wird der Messias sein, wie ollen sie vor ihn treten? Natürlich 's Hüadl wird abgenommen nd „a tiafe Referenz“ gemacht. Aber wie stehts mit den Gaben? Wie jämmerlich arm sie sind, das wird ja der kleine Messias oohl wissen, aber solch geringe Gaben ihm anbieten? Ob man as wagen darf? Entweder er ist selbst ein reicher Hirt:

Wann er amal auf oana Hoad
Zwölftausend Schaf tuat weiden

der er ist ein mächtiger König:

Sein Burg werd sein wohl in der Stadt,
Werd selber habn zwölf ghoami Rât
Und zwoarundsibnzig Deaner.

Und dagegen sie, die armen Hirten! — Da kommt atemlos der usgesandte Bote zurück:

'Z Bedhlem lassen 's enk grüassen.

Wirklich im Stall, im kalten Stall liegt der kleine Messias i der Krippe, Ochs und Esel drängen sich um ihn. Eine ildschöne Frau steht bei dem Kindlein, und ein griesgrämiger rauer, glatzköpfiger Alter. Die schöne Frau hat ihn, den rmen Hirten, geladen, gar bald wieder zu kommen. Und das Kindlein? Wie liegts so armselig und erbärmlich da im kalten Stall, und doch so wunderbar, so lieblich und schön:

Glaub nöd, dass 's a Maler no schöna kunnt maln,
Und wann i mi traut hät, so hätt i mi 's gestohlen.

Natürlich der verwegne Geißbub mit seinen tollen Einfällen! at auch inzwischen den Beschützer des armen Kindleins in der rippen gespielt. Die zwei Ochsen, die wollen den kleinen Messias nur immer anschauen und drängen sich gar so gefährch heran, nächstens hätten sies gewiß gebissen. Da hat er ch einen Stock von der Legföhre geschnitten und hat damit en begehrlichen zudringlichen Ochsen auf die Schnauze geschlagen. Ja, zu erzählen gäbs noch genug von dort. Aber, er mag ihn jetzt noch ruhig anhören! Jetzt will jeder selbst ehen und die Geschichte sehen, die dort geschehen ist. Nur die Geschenke schaffen Verzug. Uebrigens darüber kann sich jeder eruhigen:

Das Kindlein will arm sein und sonst auch nit viel haben,
Denn etwa nur ein Suppelein oder ein Muslein sich zu laben.

Nun gehts an ein Suchen und Hastev, ein Stücklein Brot ndet der eine noch in der Tasche, das ließe sich mitbringen, der andre hat eine geheimnisvolle Zauberbüchse, sein liebstes Stück, auch die soll das Christuskind haben. Und Butter und Käse und schneeweiße Wecken, und ein Tüchlein, eine Joppe, ein wolliger Widder: wahre Reichtümer finden sich jetzt zusammen, da 's gen Bethlehem gehen soll. Und welch ein Weg! In tollen Sprüngen kommen sie gelaufen, die Alten wie die Jungen, ihr Jubeln eilt voraus zur friedlichen Heilandshütte. Des griesgrämigen Joseph Gesicht verfinstert sich noch mehr, und er hat Lust, den tollen Gesellen den Eintritt mit Gewalt zu wehren. Aber Maria, die Feine, legt Fürsprache für sie ein. Ihr fügt sich ja alles, selbst Joseph, der alte Graubart, nimmt das Wiegenband und schaukelt das Jesuskindlein zur Ruhe, mit brummiger Stimme singt er sein Verslein:

Schlaf ein, schlaf ein, mein Jesulein!

Und wie still sind die ungestümen Hirten geworden! In scheuer Ferne knieen sie demütig, entblößten Hauptes nieder und schauen bewundernd und verlangend nach dem kleinen Kindlein hin. Und siehe, das Jesuskindlein lacht. Da ist die Scheu überwunden. Auch Joseph wehrt ihnen nimmer, als sie nun einer nach dem andern ihre Gabe darbringen. Wie sie für das Christkindlein sorgen bei aller ihrer Armut, vom Ersten bis zum Letzten!

Wart, wart, du kloans Urschal, i wills meim Weib sagen,
Das tuat da morgen a Hemdel hertragen. — —
Mein, hast nix zon essen! mein, tua ma's nur sagn!
Will auch nöd vergessen, will dir was hertragn.

Ein andrer wills heimnehmen in seine warme Stube, da solls auf der Ofenbank liegen, in seine Joppe gehüllt, daß es nimmer zu frieren braucht. Selbst einer, der arg zerrissen ist, und den die Kleidung vor der grimmigen Kälte nicht mehr zu schützen vermag, bringt seine Jacke dem Kindlein hin: da lacht die Mutter, und der greise Joseph streicht sich voll Wohlbehagen den Bart. Freilich — sollen wirs für ein Stücklein pharisäischer Erbschaft, sollen wirs für guten Katholizismus ansehen, mir ists nur wie ein Stückchen treuherziger Menschenfrömmigkeit erschienen, wenn jeder Gabe zum Schluß noch ein Wünschlein folgt, wer ginge aus solcher seligen Nähe ohne Herzenswunsch wieder von dannen?

Lass ma mein Hiasal in Blattern nöd sterbn!

betet der eine;

Wann's d' amol tuast regiern,
Gedenk fein, dass mir di hamt hoam wollen führen

zudringlicher der andre;

Und wann amal d' Stund wird schlagn,
Wo i mi an d' Ewikeit muass wagn,
So kimm! i bitt, tua mir die Ehr!
Schau! mit so alden Leutn gehts oft nöd gspaassig her —

bescheiden der graubärtige dritte. Und nun beugt er sich noch über die Wiege des Kindleins; behutsam, daß das kleine Jesulein nicht erschrickt und sich nicht stachelt an seinem alten Bart: und da lacht das Jesuskindlein wieder, und er küßt es, der greise Mann, voller Entzücken. Und wir begreifen das Wort des einen Heimkehrenden:

Ja, Gott sei Lob und Dank, wann i schon oft verzagt,
Mein Armuat und mein Nuat han i mein Got heint klagt,
Mir ist iazt so leicht ums Herz, weil i mein Erlöser gsehn!

Welch selige Weihnacht im Hirtenspiel! „Wahrlich, ich sage euch: es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Heinrich Anz

Verschiedenes

(Canisiuslitteratur) Es läßt sich darüber streiten, ob es der Mühe wert war, das päpstliche Rundschreiben vom 1. August des Jahres über die Feier des dreihundertjährigen Todestages des seligen Canisius († 21. Dezember 1597) zum Gegenstand aufgeregter Debatten und entrüsteter Proteste zu machen. Jedenfalls ist dadurch das Interesse an der Person des Paters und die Neugier, mehr von ihm zu erfahren, als in den gewöhnlichen Nachschlagebüchern zu finden ist, geweckt worden. Man hätte erwarten sollen, daß das Jubeljahr eine Biographie von Bedeutung aus der Feder eines Glaubensgenossen bringen würde. Auffallenderweise ist aber bisher nichts Namhaftes zu Tage gefördert

worden. Die Jesuiten sind freilich seit längerer Zeit damit beschäftigt, die Briefe und Gutachten des Canisius herauszugeben. Der erste Band dieser umfassenden Publikation, von O. Braunsberger bearbeitet, erschien 1896 im Herderschen Verlag in Freiburg i. B. (14 Mk.). Ein zweiter ist für dieses Jahr in Aussicht gestellt, und jedes folgende Jahr soll einen weitern der sechs bis acht beabsichtigten Bände bringen. Für die Lebensbeschreibung ist man, soweit die katholischen Autoren in Betracht kommen, auf das im Buchhandel vergriffne Werk von Florian Rieß (Freiburg, Herder, 1865. Mk. 4,80) angewiesen, in dem viel ungedrucktes Material verarbeitet ist. Derselbe Verfasser hat im gleichen Jahre eine Volksausgabe seiner Schrift (1,40 Mk.) erscheinen lassen. Eine vortreffliche Biographie schenkte uns Professor Paul Drews in Jena (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Heft 38, Halle, Niemeyer, 1892. Der ursprüngliche Preis von 1,20 Mk. ist auf 75 Pfge. erniedrigt worden). Wer eingehender sich mit Canisius beschäftigen will, den verweisen wir auf diese sorgfältige, durch unparteiische Darstellung und Beurteilung ausgezeichnete Arbeit. Canisius war zwar nicht der Held der Gegenreformation in Deutschland — sie hatte keinen solchen —, aber er ist ihr Hauptträger gewesen. Wer von der Arbeit der Jesuiten in Deutschland zu seiner Zeit ein umfassendes Bild gewinnen will, der muß zu Eberhard Gotheins klassischem Buche über „Ignatius von Loyola und die Gegenreformation" (Halle, Niemeyer, 1895. 15 Mk.) greifen. Wir haben dieses Werk in unsrer Zeitung (1896, Nr. 6) bereits ausführlich gewürdigt und brauchen daher unsre Leser nur an früher Gesagtes zu erinnern. Ein kleines Schriftchen von C. A. Witz, das aus einem in der evangelisch-reformirten Kirche zu Wien gehaltnen Vortrag erwachsen ist (Wien, Stähelin und Lauenstein. 45 Pfge), mag zum Schlusse vermerkt werden.*)

G Kr

(Karl Ernst von Baer) Während die Grundgedanken des Darwinismus, die Lehre von der fortschreitenden Entwicklung vom Niedern zum Höhern, und von der natürlichen Auslese heutzutage fast auf allen Gebieten der Biologie zur Herrschaft gelangt sind, und sogar durch Ammon ihren Einzug in die Sozialwissenschaften gehalten haben, sehen wir auf der andern Seite, wie die materialistische Lebensauffassung, die in Darwin ihren Vorkämpfer fand, immer mehr zu Gunsten einer andern zurücktritt, die an Stelle der mechanisch-gesetzmäßigen im Walten der Natur überall das zielbewußte Wirken des Geistes sieht, und die daher mit Recht als eine ideale Weltanschauung betrachtet werden kann. Dieser deutlich ins Auge springende Widerspruch ist jedoch nur ein scheinbarer, denn es ist nicht schwer, einerseits dieser Weltanschauung zu huldigen, andrerseits aber die Darwinischen Gedankengänge als ein vortreffliches Mittel der Forschung zu benutzen, etwa als einen Weg, den der waltende Geist in Natur, Mensch und Geschichte vor uns gegangen ist, und den wir nachwandeln müssen, um in die Geheimnisse der Schöpfung einzudringen.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird es uns möglich, das Leben und Forschen eines Mannes zu begreifen, der als einer der größten und vielseitigsten Naturforscher dieses Jahrhunderts jenen Widerspruch in seiner Person in einen harmonischen Zusammenklang umzuwandeln vermochte. Es ist der bekannte Deutsch-Russe Karl Ernst v. Baer, der, hervorragend in den Gebieten der Geographie, Entwicklungsgeschichte und Anthropologie, fast allen philosophischen Problemen unsrer Zeit gegenüber Stellung nahm und so gewissermaßen charakteristisch ist für die Entwicklung der beschreibenden Naturwissenschaften in unserm Jahrhundert. Wir begrüßen daher das Erscheinen eines größern Werkes mit Freuden, das ihn zum Mittelpunkte wählend, mit großer Liebe und eingehendem Studium eines umfassenden Materials sein Verhältnis zu den verschiedensten geistigen Strömungen bis zum Jahre seines Todes, 1876, darlegt: K. E. v. Baer und seine Weltanschauung. Von Dr. R. Stölzle, Professor der Philosophie in Würzburg. 687 S. Regensburg, 1897, Nationale Verlagsanstalt. 9 Mk.

In richtiger Würdigung des Einflusses des Lebenslaufes auf die innere Entwicklung des Menschen finden wir zunächst ein kurzes Lebensbild, aus dem hervorgeht, daß Baer, wie er von deutschen Eltern stammte, auch deutschen Hochschulen seine Ausbildung verdankt, in Königsberg seine Lehrthätigkeit begann und in seinem Vaterlande, in Petersburg und Dorpat fortführte. Seine litterarische Fruchtbarkeit war erstaunlich; weit über zweihundert Schriften beweisen, daß er fast allen Fragen des Lebens und der Wissenschaft nahe getreten ist und in weitem Maße schöpferisch und anregend gewirkt hat. In klarer und übersichtlicher Darstellung ist das gesamte Material in fünf Abschnitten behandelt, die der Reihe nach Baers Philosophie im eigentlichen Sinne, seine Naturphilosophie, Religions- und Geschichtsphilosophie, und zum Schluß seine ethischen, pädagogischen und politischen Anschauungen behandeln. Der umfassendste Abschnitt, der naturphilosophische, stellt drei Gesichtspunkte auf, den kosmologischen, den biologischen und den anthropologischen. Hier finden wir seine Auseinandersetzungen mit den Darwinisten über die Entstehung des Lebens und der verschiednen Arten von Lebewesen, besonders des Menschen in seinem Verhältnis zur Tierwelt. Bei dem unerschütterlichen Gottesglauben, den sich Baer von Anfang an, wenn auch in verschiednen Wandlungen bewahrte, kam er da zu ganz merkwürdigen Schlüssen. An der Möglichkeit der Urzeugung, daß also unter gewissen, uns unbekannten Umständen aus der unbelebten Materie Organismen entstünden, hat er stets festgehalten, und zwar an einer wiederholten Urzeugung, dem die verschiednen Arten ihr Dasein verdanken. Er glaubte mit dieser Annahme ganz im Einklange mit der Genesis zu sein, indem er das biblische „Es werde" — „Es bringe die Erde hervor" als den Befehl des Schöpfers an die Materie ansah, sich in lebende Wesen umzugestalten. Er leugnete also auch die Lehre Darwins, daß alles Leben von einer Urzelle herrühre, nahm vielmehr für jede Art Pflanzen und Tiere eine besondre Schöpfung an, da nie eine Art in die andre übergehen, also auch nie aus dem Affen der Mensch werden könne. Auf der andern Seite aber hinderten ihn seine kritische Veranlagung und seine wissenschaftliche Ehrlichkeit nicht, zuzugeben, daß die Naturwissenschaft den letzten Grund alles Werdens nie erkennen könne, und er sagt in Anlehnung an ein bekanntes Wort: „Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß ich die stolze Ueberzeugung nicht teilen kann, die Naturforschung führe zur Erkenntnis Gottes, wenn man damit eine wirkliche Erkenntnis meint. Mir scheint, sie führt nur bis an die Grenzen dieser Erkenntnis." Darum billigt er es, daß die Naturforscher den Schöpfer in ihren naturwissenschaftlichen Schriften außer Spiel lassen, und nimmt A. v. Humboldt in Schutz, der von Theologen häufig getadelt wurde, daß der Name Gott in seinem Kosmos nie vorkomme. Er meint dazu, daß die Naturforscher eben das zweite mosaische Gebot häufiger befolgen als andre Menschen. Infolge dieser seiner Grundanschauungen gelangte Baer nach dem Theismus seiner ersten Lebensjahrzehnte späterhin zu einem klar ausgesprochnen Agnostizismus, der erst wenige Wochen vor seinem Tode durch eine kleine Schrift Fichtes wieder in den bewußten Theismus umschlug.

Man wird aus diesen kurzen Bemerkungen sehen, daß wir es überall mit einem selbständig denkenden Manne von durchdringendem Verstande zu thun haben, der jedes Problem in eigenartiger Weise anfaßt und mit scharfsinniger Folgerichtigkeit durchführt. Infolge dessen wird das anziehend geschriebne Werk nicht nur für den Naturforscher von Wert sein, der die Wege kennen lernen will, auf denen Baer zu seinen Ergebnissen gelangte, sondern auch für den Kulturhistoriker und jeden, der selbst einer idealen Weltanschauung huldigend, Beistand und Waffen zu seinem Kampfe gegen die mechanische und materialistische Denkweise haben will. Denn die Vielseitigkeit unsers Forschers wird Niemanden vergeblich suchen lassen.

Riem

(Zur Geschichte der schweizerischen Bibelübersetzung) liefert Rudolf Steck einen lehrreichen Beitrag in der bei K. J. Wyß zu Bern erschienenen Schrift: Die Piscatorbibel und ihre Einführung in Bern im Jahre 1684. 46 S. 1 Mk. — Beachtung verdient diese Studie zunächst, weil wir aus ihr ersehen, wie von dem scharfen Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten auch das Lebensgeschick Johannes Fischers (Piscators) beeinflußt wird. Als Lutheraner in Straßburg (1546) geboren, wurde er während seiner Studienzeit in dem streng lutherischen Tübingen durch Calvins Institutio für die reformirte Lehre gewonnen. Infolgedessen konnte er weder in Straßburg noch in Heidelberg festen Fuß fassen. Eine bleibende Stätte fand er erst in Herborn, wo er an der Seite von Olevianus zum Segen für die ganze reformirte Kirche bis zu seinem Tode wirkte. Ferner zeigt uns Steck, wie kleinliche Eifersucht der einzelnen Kantone, besonders Zürichs und Berns, es hinderte, daß die Schweiz eine gemeinsame Bibelübersetzung bekam. 1660 unternahm man in Zürich eine Neubearbeitung der mit der Reformation dort begonnenen und bereits öfter revidirten Bibelübersetzung und forderte Bern auf, jene auch bei sich einzuführen. Bern jedoch weigerte sich dessen, obwohl neben der Lutherbibel die Züricher in seinem Gebiete vielfach verbreitet war. Vielmehr führte der dortige Rat 1684 die Piscatorbibel ein, hauptsächlich um freiern Regungen gegenüber mit ihr die strenge Calvinische Orthodoxie zu stützen. Die Kennzeichnung dieser Bibel ist das Dritte, was wir aus Stecks Schrift kennen lernen. Ihr Grundzug ist „bis zur Aengstlichkeit getriebne Treue." So hat sie wohl an einzelnen Stellen richtigere Uebersetzung als die Lutherbibel, es liegt ihr auch öfter ein besserer Urtext zu Grunde, es fehlen ihr aber dafür alle die großen Vorzüge der letztern, ja sie ist nicht frei von Geschmacklosigkeiten. Die Erklärungen und erbaulichen Anmerkungen, die Piscator seiner Uebersetzung beigegeben hatte, wurden in dem Berner Druck aus verschiednen Gründen geändert oder ganz weggelassen.

Wenn auch, wie Steck sagt, zwischen dem nüchternen Schweizervolk und der nüchternen Piscatorbibel eine gewisse Verwandtschaft besteht, Eingang hat sie in Wahrheit doch nicht gefunden im Berner Lande; nur die Obrigkeit hat sie gehalten. 1848 ist sie zum letztenmal aufgelegt worden. Ob man es bedauern soll, daß die Lutherbibel auch in der Schweiz Volksbibel geworden ist, darüber läßt sich doch streiten.

Als künstlerische Beigabe bietet Stecks Schrift ein Bild Piscators, dessen Original sich in der Berner Professoren- und Pastorengalerie in der kleinen Aula der Berner Hochschule findet. Im Anhang giebt uns der Verfasser wertvolle Aktenstücke und Belege zu seinen Aus-

*) Anschließend an obige Notiz machen wir unsre Leser darauf aufmerksam, daß Professor Gustav Krüger in Gießen zum 21. Dezember ein zur Massenverbreitung bestimmtes Schriftchen über Canisius hat erscheinen lassen (30 Pfge). Der Verfasser entwirft für die Vielen, denen die wissenschaftliche Litteratur nicht zur Hand ist oder die nicht die Zeit haben sich darein zu vertiefen, eine knappe Skizze und verfolgt gleichzeitig den Zweck, unser Bewußtsein gegenüber dem gemeinsamen Feinde aller Deutschen, dem Ultramontanismus und Jesuitismus, zu stählen. In einem Anhang ist das päpstliche Rundschreiben, das so viel von sich reden machte und bisher doch nur in den Tagesblättern veröffentlicht wurde, im deutschen Texte abgedruckt, was Manchem willkommen sein wird. Die Verlagsbuchhandlung J. Ricker in Gießen giebt bei Entnahme einer größern Anzahl von Exemplaren entsprechenden Rabatt: 25 Exemplare für 6,50 Mk.; 50 für 10 Mk.; 100 für 15 Mk.

D H

ihrungen, die für den Kirchenhistoriker und den Bibelforscher von Wichtigit sind. Rinn

(Die Fahrt nach der alten Urkunde) Von August Sperl. Nünchen, Oskar Beck. Dritte Auflage. 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk.

In der Kunst giebt es drei Wirte, die Gäste einladen, der eine idt edle Gäste ein, der zweite unedle, der dritte auch unedle, — der rste, weil er seine Schwelle ehren will, wie die Sunamitin, die dem ropheten ein Stüblein richtete, der zweite, weil er sie beweinen will, er dritte, um unter seinesgleichen zu sein: zu den ersten gehört August perl. Die er einlädt, sind starkempfindende, gemütvolle, zartgestimmte Nenschen. Lange ehe ich das Buch kannte, hatte ich ein Bedauern für as Buch und seinen Verfasser, da ich sah, daß man ihn an Gustav reytag maß, statt zu sagen, was denn er selbst sei, und so die künftigen eser irre leitete. Er ist ein stark bewegtes Gemüt, das von dem ebendigen angezogen ist, und ich staune, wenn ich seine historischen Bilder ansehe, wie so gar nicht er die Menschen der Vergangenheit als destelle für Harnische oder höfische Kostüme benutzt, sondern sie mit dem nteil betrachtet, der von dem Bewußtsein getragen wird, daß sie alle ne Mutter hatten und der Tod ihnen gewiß war. Hier nun in diesem Buch zieht ein Mann aus, die Spuren seiner verschollnen Vorväter zu nden, und der Bericht über diese Fahrt ist das Sehnsuchtslied einer Seele nach denen, die vor uns waren, und die mildeste, süßeste Elegie on der Vergänglichkeit auch des Herrlichen. Die Unaufdringlichkeit des eitenden Gedankens, damit also die Selbständigkeit und der poetische igenwert der Teilerzählungen rührt von der dichterischen Kraft des rzählers, seiner Lust an der Individualität und der Vielseitigkeit seiner Nenschenkenntnis her. Den daraus hervorgehenden Aufgaben wird eine nmer frische, warme, gewissermaßen blutwarme Sprache von ebenfalls roßer Mannichfaltigkeit gerecht. Evangelische Häuser mit eigentlichem hristenleben sollten dies köstliche Buch sowie den Roman „Die Söhne es Herrn Budiwoj" sich nicht entgehen lassen; deutsche Christenhäuser sen gern und recht, d. h. mit Aufwendung der gesammelten Gemütsraft, und da ist es ein Jammer zu sehen, wieviel leichte Waren urch die offnen Thüren einziehen, hier aber bieten sich Werke von hohem, eistigem Gehalt und hoher Schönheit dar, frommes Brot statt frommer Steine. Hermann Oeser

(Einsame Frauen) Novellen von Frieda Freiin v. Bülow. Berlin, F. Fontane und Co., 1897. 245 S. 3 Mk.

Von Einsamkeit hat man nie soviel gehört als heute, wo die Nenschen so dicht bei einander wohnen — ein Beweis, daß sie da am meisten empfunden wird, wo sie am wenigsten zu sein scheint. Diese Einsamkeit kann ein erstrebtes Ideal, ein zu erkämpfendes oder erreichtes Ziel sein: aber wieviel häufiger ist sie nicht ein schweres Leid, eine rstickte Klage? Noch ein Schritt und sie wird Anklage, gegen das gne Ich so gut wie gegen andre. In diese Gedankenreihen führt das Buch der einsamen Frauen; sie geben ihm die leidenschaftliche Lebendigeit so gut wie die hohe Poesie, die es auszeichnen. Es sind Frauen on heute mit dem heißen Sehnsuchtsdrang aus der drückenden Alltagselt heraus, mit dem starken Verlangen nach Glück, das am Ende eines ngen Kampfes zu winken scheint, um sich dann in der Nähe als ne nur geringe Beute zu erweisen oder wie eine Luftspiegelung verschwinden, unerreichbar für die ausgestreckte Hand. Wo ist die Schuld und wer kann hier bessern? Ists falsche Erziehung oder eignes ehlgreifen — wer möchte auch die Grenzen eignen und fremden Verhuldens bestimmen? Ists ein Versäumen des einen, flüchtigen Augenlicks oder ein vorschneller Raub des Glücks — genug, sie sind einsame rauen geworden oder geblieben, gerade noch gut genug, um andern ie Erfahrungen zu ersparen, von denen sie selbst nicht mehr lernen onnten.

Eine doppelte Anklage scheinen diese traurigen Blätter zu erheben. st einer Frau das Glück der Liebe versagt, zu dem sie bestimmt scheint, arum schafft ihr keinen Ersatz? Warum zügelt Niemand ihre gefährche Phantasie, giebt Niemand der brachliegenden Kraft Arbeit und flichten, dem Geist Interessen, dem Willen ein Ziel? — Und dieses Glück der Liebe" selbst ist so selten. Wo sind Männer, der Rechte, es Ansehens wert, das sie beanspruchen? Wo bleibt ihr feines Gefühl ir das, was die Frau in ihnen sucht und von ihnen erwartet? Es ab einmal eine Litteratur der Anklage gegen die Frau, einen wilden orn gegen die Fesseln, die sie männlichem Streben anlegte. Es gab uch einmal eine milde Väterlichkeit, die mit schönen Worten für die echte der armen Frauen heldenmütig eintrat. Heute haben wir das mgekehrte: die Frau klagt an, so scharf, so positiv und treffend, wie ur sie es kann. „Einsame Frauen" ist nicht das erste und kaum das tzte Buch, das so zu reden wagt mit vernichtender Wahrheit, einem ohen Ernst und doch mit tiefem Mitleid. Wer sich davor nicht scheut, ird von Frieda v. Bülows Buch Gewinn haben. Pl

(Dur und Moll) Von Waldemar Frey, Basel, Verlag von mil Perthes aus Gotha. 3 Mk.

Der kleine Novellenband bietet anmutig erzählte Geschichten aus em Menschenleben mit seinem Lieben und Leiden und der Größe des erzens, das vergeben und Bitterkeit überwinden kann. Der warme auch, der die Geschichten durchweht, die Schlichtheit und unbedingte Reineit machen das hübsch ausgestattete Büchlein für den Weihnachtstisch er Familie besonders geeignet. O A

(Geschichte der Königlichen Berlinischen Garnisonkirche) von eorg Goens, Garnisonpfarrer von Berlin. Berlin, Mittler und ohn, 1897. 2,25 Mk.

Eine sehr verdienstliche Arbeit, wie deren nur noch mehr zu wünschen nd. Es ist sehr zu bedauern, daß das Interesse an der kirchlichen Entwicklung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts so gering und die Fülle des archivalischen Stoffes aus dieser Zeit noch so ungenutzt, ja so unzugänglich ist, daß die Geschichtschreibung über die uns nächstliegenden Jahrhunderte auf unsichere Quellen angewiesen ist, als über die Anfangszeiten. Sind doch z. B. die gesamten Aktenschätze des im Jahre 1808 aufgehobnen Lutherischen Oberkonsistoriums in Berlin noch nicht dem Geheimen Staatsarchiv überwiesen, sondern liegen wer weiß wo, wahrscheinlich in der Registratur des Brandenburgischen Konsistoriums, wo man sie nicht frei benutzen kann. Da ist es denn sehr dankenswert, wenn sich wenigstens die Archive der einzelnen Gemeinden aufthun und uns Einzelbilder aus ihrer Geschichte geben. Eine solche durch reiche urkundliche Mitteilungen und sorgfältige Darstellung ausgezeichnete Monographie ist die vorliegende.

Außerdem verleiht ihr besondres Interesse, daß an der Berlinischen Garnisonkirche eine Reihe hervorragender Theologen gewirkt haben, von denen ich nur den 1736 verstorbnen Feldpropst Lampertus Gedicke nenne, den Dichter des schönen Liedes „Wie Gott mich führt, so will ich gehn." Auch von diesen Persönlichkeiten hat Goens ein ansprechendes Bild entworfen. E F

(Studentisches) Obwohl die oft zum Widerspruch herausfordernde Existenz besondrer sich „christlich" nennender Studentenverbindungen der Sauerteignatur des Christentums unter der Studentenschaft sich als ein großes Hindernis entgegenstellt, ist doch wie auf allen Gebieten, so auch unter den Studenten ein Wiederkräftigwerden christlicher Ideen zu beobachten. Vor uns liegt der Bericht der nach dem Vorbilde der Studenten Deutschlands und der französischen Schweiz einberufnen, von fünfzig Studenten aller Fakultäten (Theologen nur 17) besuchten Ersten christlichen Studentenkonferenz der deutschen Schweiz in Aarau am 23. und 24. März 1897. (Basel, Geering. 37 S.) Referate und Predigt zeichnen sich durch die frische, gesunde Art aus. Dr. H. Christ aus Basel beantwortet die Frage: Kann ein Christ Darwinist sein? mit Nein, wenn unter Darwinismus eine Weltanschauung verstanden wird, die eine Weltordnung ohne Gott behauptet; mit Ja, wenn darunter die Entwicklungstheorie in der Naturwissenschaft verstanden wird, mit der Beschränkung jedoch, daß er die tierische Abstammung des Menschen abweist und davon Notiz nimmt, daß die Theorie dem neusten Stande der Naturwissenschaft nicht mehr ganz entspricht. Im übrigen verneint er überhaupt die Frage, ob der Christ den Beruf habe, sich mit dieser naturwissenschaftlichen Frage einzulassen: eine reinliche Scheidung der Gebiete sei viel gesunder. — Professor Barth aus Bern nennt als Hindernisse des Glaubens, die aus der Gesamtrichtung der Zeit erwachsen: den Utilitarismus und Intellektualismus, die dem jugendlichen Alter naheliegen; Freude am Neuen und Liebe zur Freiheit, die den Studenten sich besonders fühlbar machen, endlich die soziale Abgeschlossenheit und die Genußsucht. Er empfiehlt als Hilfsmittel des Glaubens: Gottes Wort und Gebet, Interesse für das Volk, Umgang mit Gleichgesinnten. Pfarrer Ritter aus Zürich endlich predigte über 2. Tim. 2, 5: „Durch Kampf zum Sieg."

Ein weiterer Versuch zur Stärkung christlichen Geistes ist die Schrift: Ueber geschlechtliche Sittlichkeit. Ein Vortrag, der Studentenschaft der Königlichen Technischen Hochschule zu Dresden gehalten am 12. Mai 1897 und allen deutschen Studenten gewidmet von Dr. Fritz Schultze, Professor der Philosophie und Pädagogik in Dresden. (Leipzig, Wallmann, 1897. 24 S. 30 Pfge.) Man muß wünschen, daß diese vor Technikern gesprochnen offnen, herzlichen Worte von recht vielen Studenten gelesen werden, und dazu könnten viele „alte Herren" mitwirken, indem sie ihrer Verbindung ein oder mehrere Exemplare zuwiesen. Das Schlußwort bezeugt die christliche Grundstimmung, wenn auch im Vortrag selbst nur moralphilosophische Gründe und praktische Erwägungen leitend sind.

Erwähnt seien noch zwei Flugschriften. Die erste: Der Student der Theologie und die soziale Bewegung unsrer Tage (Leipzig, Akademische Buchhandlung. 10 S. 20 Pfge.) warnt die Theologen davor, sich auf der Universität mit nationalökonomischen und sozialpolitischen Fragen abzugeben, da die Theologie den ganzen Kopf und das ganze Herz in Anspruch nehme. Zu dieser Frage hat uns Repetent Traub in Nr. 46 des vorigen Jahrgangs eine erschöpfende, klare Antwort gegeben in dem Artikel: „Der Einfluß der sozialen Bewegung auf das akademische Studium." Die andre Flugschrift: Ein Wort über das Duell. Vortrag von Pastor S. Keller (Düsseldorf, Schaffnit. 13 S. 15 Pfge., in Partien billiger), wendet sich nicht nur an die studentischen Kreise, sondern an alle, die es angeht. Es ist ein markiger Protest wider diese unchristliche Unsitte. Hier könnten unsre höchsten Kreise einmal zeigen, daß ihnen das Christentum nicht Phrase, sondern That ist, aber . . .! H Danneil

(Hilty) Einige Gedanken über die Gründung christlich-sozialer Vereine. Bern, Siebert. 1 Fr.

Was von Hilty kommt, dem reichgebildeten und tiefchristlichen Manne, dem werden wir gewiß gerne Beachtung schenken. Besonders wird uns interessiren, welche Stellung dieser echte Freund des arbeitenden Volkes zu den sozialen Fragen und Aufgaben, besonders auch zu den christlich-sozialen Bestrebungen einnimmt. Die kleine Broschüre ist ein Vortrag, den Hilty in der ersten Versammlung des neugegründeten christlich-sozialen Vereins in Bern auf Aufforderung von dessen Gründern hielt. Der Vortrag bildete die Begründung der vorhergegangnen Erklärung, daß er dem Verein nicht beitrete. Eine Entgegnung von Naumann, die angezeigt wurde, habe ich nicht zu Gesicht bekommen können. Der Vortrag würde eine eingehendere Besprechung

unter Zuziehung dieser Entgegnung sicherlich verdienen. Nur mit ein paar Worten will ich seinen Inhalt und die Grundgedanken andeuten. Diese werden von Hilty selbst folgendermaßen zusammengefaßt: „Erstens, man kann den Menschen nur wahrhaft helfen, indem man sie innerlich bessert. Zweitens, sie hören allerdings nicht auf Belehrung und können in vielen Fällen dafür kein Ohr haben, wenn man ihnen nicht auch auf zweckmäßige und planmäßige Weise hilft, zu einer menschenwürdigen Existenz zu gelangen. Dazu muß man aber nicht ihre unedeln, sondern ihre edeln Eigenschaften wachrufen und selbstthätig machen." Ich glaube, daß es bei uns kaum einen bewußten Christlich-Sozialen geben wird, der diese Worte nicht aus vollem Herzen unterschriebe. Besonders scheint mir Naumann selber in seiner ganzen Thätigkeit diese Grundsätze zur Verwirklichung zu bringen. So wird auch seine „Entgegnung" in Vielem eine Zustimmung sein. Namentlich auch darin, daß die soziale Frage, wie Hilty hervorhebt, nur auf historischer Basis gelöst werden kann und nicht auf philosophischer, d. h. nur durch Reform und Entwicklung, nicht durch Revolution. Daß Christentum und soziale Frage viel miteinander zu thun haben, darüber ist für Hilty kein Zweifel. Die soziale Frage kann nach ihm nur auf dem Boden des Christentums gelöst werden, und zwar des wahren ursprünglichen, denn nur dieses ermöglicht eine sittliche Hebung großer Massen und damit auch eine dauernde Verbesserung ihrer ökonomischen Lage. Dagegen darf das Christentum nicht direkt mit der Sozialpolitik in Verbindung gebracht werden. Es eignet sich nicht zum Parteiprogramm. Schon der bloße Parteiname „christlich-sozial" sei durch die Ereignisse in Deutschland und die dortigen Führer fraglich geworden. Die Gefahr, mit allerlei sehr weltlichen Mitteln hierbei Christentum befördern zu wollen (und umgekehrt), sei groß. Ihr sind z. B. die Kreuzzeitung und Stöcker unterlegen. Ueberhaupt wirken Parteien und Vereine wenig im Verhältnis zu einzelnen Männern, die Liebe haben und sich nicht aus der Welt zurückziehen. Die Geistlichen sollten sich nicht zu sehr in die Sozialpolitik einlassen. Ihre nächste Aufgabe liegt auf anderm Gebiet. Eben will die Religion wieder eine Macht werden in den Herzen, wie überhaupt die Zukunft der religiösen Frage gehört, nicht der sozialen. Die Geistlichen dürfen hier die Führung nicht aus der Hand geben, nicht von ihrem Posten desertiren, in dem Moment, wo sich das Blatt ganz zu ihren Gunsten wendet. So weit Hilty. Wir wünschen seinem Schriftchen viele Leser. Wenn die Hauptgedanken auch unter uns anerkannt sein dürften (in der Schweiz vielleicht weniger), so ist es doch gut und notwendig, sie im Kampf des Tages sich immer wieder in die Erinnerung zu rufen. L H

(Innere Mission und christlich-soziale Reform) Hermann Schuster: Giebt es charakteristische Unterschiede zwischen Innerer Mission und christlich-sozialer Reform, und welche sind es? Konferenzvortrag, auf Wunsch der Konferenzmitglieder in Druck gegeben. Halle a. S., Krause, 1896. 50 Pfge.

Dieser Vortrag, vor einem Jahre gehalten, ist heute zur Hälfte schon veraltet. Denn die „christlich-soziale Reform," als deren Hauptträger Schuster natürlich Naumann gebührend zu Worte kommen läßt, ist heute zu einer politischen Partei mit einem eignen Organ geworden. Ihre charakteristischen Unterschiede von der Innern Mission liegen also so deutlich zu Tage, daß niemand mehr jene Frage, die übrigens das Konsistorium der Provinz Sachsen den Diözesankonferenzen für das Jahr 1896 zur Beratung gestellt hatte, mehr zeitgemäß finden wird. Und dennoch empfehle ich auch heute noch diesen Vortrag allen, die sich für die christlich-soziale Bewegung und ihre Geschichte interessiren, auf das Wärmste. Er gehört ohne Zweifel zu dem Besten, was auf diesem Gebiete über diese oder ähnliche Fragen gesagt worden ist. Und nur zur Hälfte sind die Ausführungen des Verfassers veraltet. Vor allem nicht veraltet, im Gegenteil gerade jetzt doppelt beherzigenswert ist Alles, worin der Verfasser den innigen Zusammenhang zwischen Innerer Mission und christlich-sozialer Bewegung entschieden betont, dreifach beherzigenswert sind die warmen Worte hoher Verehrung, die er für die Träger der christlich-sozialen Bewegung übrig hat. „Wie die Dinge liegen, sind sie alle, die Männer des rechten wie des linken christlich-sozialen Flügels, um ihrer im Dienste ihres obersten Kriegsherrn sich verzehrenden Opferfreudigkeit willen unsers heißen Dankes wert, und ich halte es für eine Versündigung gegen das achte Gebot, wenn man, besonders seitens der positiv-christlichen Presse, den Männern der fortschreitenden christlich-sozialen Kraftevolution unterschiebt, sie trieben diese Arbeit nach außen nur darum so energisch, weil sie in ihrem Innern, in ihrem positiven Glauben gebrochne, schiffbrüchig gewordne Menschen wären" (S. 7). Jedenfalls ein mutiges Wort eines preußischen Pfarrers, das er hoffentlich auch heute noch aufrecht erhält. Ich habe hier nicht den Raum, auf den Inhalt des gedankenreichen, klaren und logisch richtig aufgebauten Vortrags näher einzugehen. Aber ich kann eine Bemerkung nicht unterdrücken. Es ist mir verwunderlich, daß der Verfasser bei seiner ernsten Vertiefung in das Wesen der Innern Mission den Satz S. 35 hat schreiben können, daß Wichern für alle Zeiten den Begriff der Innern Mission festgelegt habe — natürlich in seiner „Denkschrift." Mir ist es zweifellos, daß das Programm, das Wichern in der Denkschrift entwirft, ein ganz andres ist, und zwar der christlich-sozialen Bewegung viel verwandter ist, als was später, sogar unter Wichern selbst, von der Arbeit der Innern Mission innegehalten worden ist. Diese wichtige Frage: wie haben sich Wichern und seine Innere Mission so eigentümlich im Gegensatz zur Denkschrift entwickeln können? harrt noch der Beantwortung. Hätte sich Schuster diese Thatsache klar gemacht, so würde er nicht behaupten, daß die Arbeit der Innern Mission an keine Schranke der Konfession gebunden sei, während die christlich-soziale Reform konfessionell sei. Wichern hat freilich in seiner Denkschrift von einem interkonfessionellen Charakter der Innern Mission geredet, aber hat die Innere Mission diesen Charakter innegehalten? Ich meine nicht. Und ist wirklich die christlich-soziale Bewegung konfessionell? Nachdem sie sich zu einer national-sozialen Partei ausgewachsen hat, wird auch Schuster diesen Satz nicht mehr aufrecht erhalten. Die Innere Mission, wie sie Wichern am Anfang gewollt hat, und wie sie thatsächlich geworden ist, sind zwei verschiedne Dinge. Die christlich-soziale Reform ist nach meiner Meinung wirklich eine Fortbildung der Innern Mission im Geiste der „Denkschrift." Drews

(Sabatier) „Der durch sein Buch über Franziskus von Assisi neuerlichst sehr bekannt gewordne Pariser Theologe Sabatier hat im vorigen Jahre seine Zeichnung der Verkündigung des Apostels Paulus zum drittenmale mitgehen lassen," schreibt Nn. im Theologischen Litteraturblatt 1897, Sp. 433. Das ist ein weitverbreiteter Irrtum. Es giebt zwei theologische Träger des Namens Sabatier. Der Franziskusbiograph heißt Paul, über ihn vergl. man den Jahrgang 1894 unsers Blattes, Sp. 499 und 630 f. Der Paulusforscher heißt August und ist Doyen der protestantisch-theologischen Fakultät zu Paris. D—n

(Eine erfreuliche Nachricht) bringt das Württembergische Bibelblatt in Nr. 23 des Jahres. Die privilegirte Württembergische Bibelanstalt in Stuttgart hat den Professor D. Nestle in Ulm mit der Herausgabe eines griechischen und eines griechisch-deutschen Neuen Testaments in Taschenformat betraut. Für den griechischen Text beider Ausgaben sind die neuern deutschen und englischen Ausgaben zu Grunde gelegt, für den deutschen die durchgesehene Lutherbibel. Fußnoten werden die Varianten der Ausgaben und wichtigern Handschriften aufführen, zum deutschen Text die Abweichungen der Lutherbibel von 1545 und andres mehr. Beide Ausgaben werden in fortlaufendem Text gedruckt, Kapitel- und Verszahlen nebst Parallelen am Rand. Die griechische Ausgabe soll eine, die griechisch-deutsche anderthalb Mark kosten. Erfreulich ist diese Nachricht besonders deshalb, weil sie hoffen läßt, daß der griechische „Text" der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft mit dem alten Jahrhundert verschwindet. Er findet sich bis jetzt im Gebrauche vieler Studirenden und Geistlichen und genießt leider ein fast symbolisches Ansehen. Ist es doch der "Textus receptus" — der nur eben nicht „rezipirt" und auch kein Text ist. 351 495 Exemplare dieses Textes hat die englische Gesellschaft bis jetzt drucken lassen! Diese Zahl vermindert den Schatz ihrer Verdienste wesentlich. Der lautere Wettbewerb der Württemberger wird da hoffentlich Abhilfe schaffen. Jedenfalls bürgt der Name des Herausgebers für eine sorgfältige Herstellung der Ausgabe, die noch in diesem Winter erscheinen soll. Wird sie auch keine „kritische" Ausgabe im strengen Sinne sein — ich fasse die Ankündigung wenigstens so auf —, so haben doch auch die Theologen alle Ursache, sich auf das Buch zu freuen; sie werden in ihm vieles finden, was ihnen sonst schwer zugänglich wäre, namentlich auch in dem deutschen Teil. — Man erfährt übrigens aus demselben Blatt, daß die Württembergische Gesellschaft auch ein deutsches Taschentestament gebunden in Lederpapiereinband für zehn Pfennige vorbereitet hat. Mit den Psalmen wird es zwölf Pfennige kosten. „Noch nie ist in deutscher Sprache ein so billiges hübsch ausgestattetes Neues Testament dargeboten worden." Deißmann

(Der Trinkspruch des Prinzen Heinrich) in Kiel beim Abschiedsmahl unsers ostasiatischen Geschwaders gehört zu den Dingen, die wir nur mit Rücksicht auf das Weihnachtsfest in letzter Nummer unbesprochen gelassen haben. Zusendungen und Zuschriften mancherlei zeigen uns, daß das Wort von dem Evangelium Seiner Majestät geheiligter Person auch in unserm Leserkreise Anstoß erregt hat. Es ist nun sehr leicht, diesem Ausspruch gegenüber die richtige Empfindung zu haben, aber sehr schwer, sie auszudrücken. Denn klar ist die vom Prinzen gebrauchte Wendung jedenfalls nicht; man weiß nicht einmal, ob mans mit einem Genetivus subiectivus oder obiectivus zu thun hat. Auf alle Fälle scheint mir das politisch Bedenkliche an Rede und Vorgang das religiös Anstößige zu übertreffen. Man findet leicht bei gehobner patriotischer Rede, daß sie Entlehnungen aus der religiösen Sprache liebt: ein klassisches Beispiel bot die Anrede des Professors Lipsius an Bismarck in Jena. So wird Niemand an einem profanen Gebrauch des Wortes Evangelium an geeigneter Stelle Anstoß nehmen. Es gewinnt aber seine verletzende Wirkung in dem Toaste des Prinzen durch den Zusammenhang. Indem wir diesen Zusammenhang beachten, geraten wir alsbald auf politisches Gebiet. Da mag es genügen zu sagen: von Seiten des Prinzen Heinrich liegt gewiß nichts andres vor als eine ungeschickte Wendung, aber die geistige Atmosphäre, aus der sie heraus geboren ist, verdient schon längst die besorgte Aufmerksamkeit aller ernsten Freunde von Religion und Vaterland. Wir zweifeln nicht an der persönlichen Gesinnung, die unser kaiserliches Haus und unsre Staatsbehörden für die Kirche hegen, aber es wäre für Kirche und Religion besser, wenn der Schein vermieden würde, als pflege man beide in politischem oder romantisch-absolutistischem Interesse. Aus dem Gefühl für diese Gefahr erklärt sich in christlich-kirchlichen Kreisen die Erregung über die Worte des Prinzen Heinrich. R

Verantwortlicher Herausgeber:

D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 52 der „Chronik der Christlichen Welt"

Zum Jahresschluß

An alle Leser und Freunde der Christlichen Welt

ichten wir zum Jahresschluß die herzliche Bitte, das Gedeihen unsers Blattes und der ihm verwandten Unternehmungen sich mit lat und That angelegen sein zu lassen.

Wenn auch die Christliche Welt den Sorgen um ihre Existenz durch die treue Anhänglichkeit ihrer Leser seit Jahren ntrückt ist, so bleibt doch für eine weitere Kraftentfaltung noch viel Raum.

Seit Uebernahme des Blattes durch die nunmehrige Verlagshandlung ist es deren ernstes Bestreben gewesen, noch essere Existenzbedingungen zu schaffen. Mag die stärkere Betonung des Anzeigenteils dem Geschmack Einzelner unwillommen sein, so konnte dieser Weg im Interesse des Ganzen nicht unbeschritten bleiben. Werden unsre Freunde uns darin icht nur verstehen, sondern sogar unterstützen, sowohl durch Beachtung der Inserate als durch gelegentliche Zuführung neuer, so verden sie die gesunde Haushaltung bei unserm Blatte fördern und damit auch den von uns verfolgten idealen Zwecken dienen. Der erste Schritt, der eine Hebung der Einkünfte aus unserm Blatt zur Folge haben wird, soll die Erhöhung der Mitrbeiterhonorare sein. Andre Veränderungen werden dann weiter noch direkter dem Inhalt zu gute kommen.

Wir bitten alle, die unserm Blatte ein treues Interesse bewahren, unsre Bemühungen freundschaftlich zu würdigen. Der einachste Weg, das Gedeihen einer Zeitschrift zu fördern, bleibt aber immer das eigne Abonnement und die persönliche Empfehlung.

Die Lesezirkel sind der ärgste Feind von Zeitungen wie der unsrigen, die für einen geringen Preis viel Stoff bieten nd also auf vielfältige Verbreitung angewiesen sind. Theologen, die unsre Geistesrichtung teilen, unsre Art für segenseich, unsre Arbeit für notwendig halten, sollten das Opfer der Einzelbestellung uns bringen.

Vor allem aber gilt es, unsre gebildeten Gemeindeglieder noch ganz anders mit der Christlichen Welt bekannt u machen. Daß jeweilen Aufsätze in ihr erscheinen, die einen mehr fachtheologischen Charakter an sich tragen, ist für die Gesamtleistung des Blattes kaum zu vermeiden; gelegentlich muß auch schwerere Kost geboten werden; unsre Laienleser wollen das ls Ausnahme freundlich mit in Kauf nehmen. Grundsätzlich denkt unser Blatt an nicht theologische, gebildete Leser, und n ihnen haben wir auch thatsächlich unsre treuesten Freunde und nicht zu vergessen Freundinnen. Wir können also bei aller Besserungsbedürftigkeit und Besserungswilligkeit nur auf diesem Wege fortfahren. Findet man uns hier und da zu hoch, so liegt as gewiß mit an der Entwöhnung unsrer Gebildeten, über religiöse Fragen gründlich nachzudenken, und an ihrer Ungeübtheit, ch der Hilfsmittel, die ihnen das Fachwissen der Theologen dabei bietet, zu bedienen. Aehnliche Schwierigkeiten bestehen ja chließlich gegenüber jeder wissenschaftlichen Disziplin.

Gern aber wird die Arbeit unsrer Theologen auf die Ansprüche der Leser in dieser Beziehung künftig noch mehr Rücksicht ehmen; gern werden sie sich von den Nichttheologen in die Schule nehmen lassen. Eine regere Mitarbeit unsrer Freunde nter den Laien wird dazu höchst förderlich und erwünscht sein. Auf alle Fälle ist die Christliche Welt heute, so wie sie ist, ielleicht die wichtigste Dienerin eines Austauschs zwischen Theologen nnd Gebildeten im evangelischen Deutschand. Diesen Charakter ihr zu wahren und zu stärken, wird unser ernstestes Anliegen bleiben.

Zur Förderung der Propaganda empfehlen wir:

1. Die unentgeltlich ausgegebnen Probenummern zu Anfang jedes Quartals, also die Nrn. 1, 13, 27 und 40. Sie ind in beliebiger Anzahl jederzeit durch unsre Expedition J. C. B. Mohr, Leipzig, Querstraße 21, zu beziehen. Auch ndre Nummern können, soweit der Vorrat reicht, zu Propagandazwecken unentgeltlich abgegeben werden.

2. Die monatlichen Probeabonnements. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagsbuchhandlung J. C. B. Mohr in Leipzig vier auf einander folgende Nummern je nach ihrem Erscheinen an jede angegebne Adresse mit oder hne Nennung des Auftraggebers, wie es gewünscht wird. Solche Probeabonnements werden auch mitten im Quartal angenommen nd besorgt.

Schließlich wird unsre Freunde und insbesondre die Leser der Chronik der Christlichen Welt die Nachricht erfreuen, aß die Chronik der Christlichen Welt vom neuen Jahre an in verbesserter Gestalt erscheinen wird. **Statt des bisherigen Petitdrucks wird dieselbe Schrift wie bei der Christlichen Welt zur Verwendung kommen.** Eine entsprechende Erhöhung der Bogenzahl wird dabei einer Verringerung der dargebotnen Nachrichtenmenge zuvorkommen. Hat die Chronik sich uch ein vielfach andres Lesepublikum erobert, als das der Christlichen Welt ist, so hoffen wir für diese Neuerung auf den Beifall ller Freunde der Christlichen Welt und empfehlen ihnen die Chronik, insbesondre ihre nächste Probenummer, angelegentlichst.

In der Postzeitungsliste des Jahres 1898 führt die Christliche Welt die Nr. 1556, die Chronik der Christlichen Welt ie Nr. 1565.

Frankfurt a. M. und Leipzig, den 30. Dezember 1897

Der Herausgeber
Rade

Der Verleger
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Zur Beachtung

Feine ganzleinene Einbanddecken zu allen Jahrgängen der hristlichen Welt sind für je 1,60 Mk. durch alle Buchhandlungen und n der Verlagshandlung selbst zu beziehen; ebenso Decken für Christche Welt und Chronik zusammen, also mit breiterm Rücken für nselben Preis. **Die Decke zum Jahrgang 1897 ist soeben rtig gestellt worden** und steht den verehrlichen Abonnenten zur erfügung. Bestellungen auf dieselbe wolle man recht bald aufgeben. er Verlag der Christlichen Welt liefert jede Decke gegen Voreinsendung n Mk. 1,90 (inkl. 30 Pfg. für Porto). Nach dem Ausland beträgt s Porto 70 Pfge.

Vom Jahrgang 1898 ab werden besondere Einbanddecken für Chronik angefertigt.

Frühere Jahrgänge der Christlichen Welt können, soweit noch vollndig vorhanden, jederzeit nachbezogen werden, ebenso einzelne Nummern, veit sie nicht vergriffen sind.

Die geehrten **direkten Abonnenten** werden darauf aufmerksam nacht, daß vom 1. Januar an die durch direkte Zusendung der einnen Nummern entstehenden **Portokosten** zur **Hälfte** den Abonten belastet und zur andern Hälfte von der Verlagsbuchhandlung ragen werden.

D V

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Frankfurt a. M.: 3. Januar 1898, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: „Christentum und Askese."

Magdeburg: Monatsversammlung 5. Januar 1898, 3 Uhr nachmittags, Blauer Elefant, Hasselbachstr. 22: „Begriff der Offenbarung."

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1565. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 51. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die altpreußische Generalsynode; Württembergische Landessynode; Die Landessynode der evangelisch-lutherischen Kirche der Provinz Hannover — Personalien.

Da erfahrungsgemäß zu Beginn eines neuen Jahres viele dem Gedanken der

Versicherung ihres Lebens

näher treten, so dürfte der hier im Ausschnitt zitirte Artikel:

„Lebensversicherung“

von Professor **Ludwig Elster**

von allgemeinem Interesse sein.

Das Wesen der Lebensversicherung:

„Die Lebensversicherung erscheint als eine „verzinsliche Kapitalleihe,“ wie sie Laband treffend charakterisirt hat, als ein Kreditgeschäft, das den Bedürfnissen des modernen Wirtschaftslebens erwachsen, durch das moderne Verkehrsrecht geschaffen und ausgebildet ist.

Während die Prämien bei den Schadensassekurenzen verbraucht werden, werden sie bei der Lebensversicherung den Versicherten kreditiert und nutzbar angelegt. Der Versicherte zahlt ein Kapital, der Versicherer verpflichtet sich, dieses Kapital nebst Zinsen zurückzugeben, d. h. nicht genau das Kapital nebst Zinsen, welches eingezahlt ist, sondern den Durchschnittsanteil, den der Versicherte an dem Gesamtkapitale nebst Zinsen hat.

Während der Einzelne, der allein auf sich angewiesen ist, nicht mit Sicherheit darauf rechnen kann, daß er innerhalb einer längern oder kürzern Zeit diese oder jene Summe erspart haben wird, da der Tod seine Rechnung durchkreuzen kann, so ist er doch dazu in der Lage, wenn er sich mit mehreren vereinigt, wenn er mit andern auf gemeinschaftliche Rechnung das Geschäft des Sparens betreibt. Für den Einzelnen ist es unmöglich zu wissen, wie lange er leben wird, für eine größere Anzahl von Personen kann man jedoch die durchschnittliche Lebensdauer angeben und diese durchschnittliche Lebensdauer zur Grundlage der Berechnungen für das Spargeschäft nehmen.“

Geschichte und Entwickelung der Lebensversicherungen:

„Die ersten eigentlichen Lebensversicherungsinstitute hatte England. Hier trat am 24./1. 1705 — und zwar zu London — ein Verein zur Gründung einer „ewigen Lebensassekuranz,“ der „Amicable,“ zusammen. Obgleich sich die anfangs unvollkommenen Einrichtungen bald wesentlich vervollkommten und als äußerst wertvoll erwiesen, dauerte es doch volle 100 Jahre, bis dieses englische Vorbild in Deutschland Nachahmung fand.

Erst im Jahre 1806 gelang es einem Hamburger Versicherungsmann, Namens Bennecke, ein Aktienkapital von 4 Millionen Mark Banko zur Errichtung einer deutschen Lebensversicherungsbank zusammen zu bringen. Allein unter den damaligen kriegerischen Zeiten konnte das neue Institut den erwünschten Fortgang nicht nehmen.

Im Jahre 1827 trat Ernst Wilhelm Arnoldi zu Gotha mit dem Plane für eine zu begründende Lebensversicherungsanstalt für Deutschland vor die Oeffentlichkeit, damit dem immer wachsenden Einfluß ausländischer, besonders englischer Gesellschaften entgegen gewirkt werde und somit die Erfolge der Gesellschaften auch dem Nationalwohlstand voll zu gute komme. Am 1. Januar 1829 trat die „Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha“ mit einem Stamm von 813 Personen, die ein Versicherungskapital von 1 452 100 Thalern repräsentirten, in Wirksamkeit.

Zu derselben Zeit, wo dieses Unternehmen in Thüringen gefördert wurde, war ein Lübecker Kaufmann Vermehren in gleicher Richtung thätig. Noch bevor die Gothaer Bank ins Leben trat, wurde die „Deutsche Lebensversicherungsgesellschaft“ zu Lübeck im Jahre 1828 begründet.

Heute haben wir in Deutschland 36 Lebensversicherungsgesellschaften und zwar 15 Gegenseitigkeits- und 21 Aktiengesellschaften, Institute, deren Verdienste um die Hebung des Nationalwohlstandes vorbehaltlos anerkannt werden müssen.

Aus: Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts

herausgegeben von **Freiherr von Stengel.**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig